

Interaktion und Beziehungsdynamik in der Familie.

E. Kirchler und L. Reiter

LITERATUR

- BECK, U. (1986): *Risikobergeber, B. BERGEBERSDORF, W. (Hrsg.)* BURGESS, E. W., LOI CLAESSENS, D. (1986): *Gesellschaft, Tübingen*.
 DAHLSTRÖM, E. (1989): *Theories and ideologies of family production*, in: BOH, K., BAK, M., CLASON, C., PANKRATOVA, M., QVORTRUP, J., SGRITTA, G.B., WAERNES, K. (Eds.) *Changing patterns of European Family Life*, London, New York, S. 31-52.
 FROMM, E., HORKHEIMER, M., MAYER, M., MARCUSE, H. u. a. (1936): *Studien über Autorität und Familie*, Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung, Paris, Bd. 1 u. 2.
 GEHLEN, A. (1956): *Jrmenisch und Spätkultur*, Bonn.
 HOFFMANN-NOWOTNY, H.J. (1989): *Beziehungsformen im 21. Jahrhundert*, Vortrag anlässlich der 25th Anniversary Celebration des Centrum voor Volkskunde- en Gezinsstudien, Brussel, 25. u. 26. Nov. 89.
 HORKHEIMER, M. (1936): *Vorwort* in: FROMM, E., HORKHEIMER, M., MAYER, H., MARCUSE, H. u. a., a. O., Bd. 1.
 INSTITUT FÜR SOZIALFORSCHUNG (1973): *Familie*, in: CLAESSENS, D., MILHOFFER, P. (Hrsg.) *Familiensoziologie*, Frankfurt a. M., S. 63-78.
 KAUFMANN, F.X. (1989): *Familie und Modernität*, in: LÜSCHER, K., SCHULTHEIS, F., WEHRSPAUN, M. (Hrsg.), a. O., S. 381-415.
 KÖNIG, R. (1972): *Materialien zur Soziologie der Familie*, Köln.
 LUHMANN, N. (1989): *Sozialsystem Familie*, in: *System Familie*, 1, S. 75-91.
 LÜSCHER, K. (1989): *Familie und Familienpolitik im Übergang zur Postmoderne*, in: LÜSCHER, K., SCHULTHEIS, F., WEHRSPAUN, M. (Hrsg.) *Die "postmoderne" Familie*, Konstanz, S. 15-38.
 MARX, K., ENGELS, F. (1969): *Die deutsche Ideologie*, Marx-Engels Werke, Bd. 3, Berlin.
 MILHOFFER, P. (1973): *Familie und Klasse. Ein Beitrag zu den politischen Konsequenzen familiärer Sozialisation*, Frankfurt a. M.
 PARSONS, T. (1951) *The Social System*, London.
 PARSONS, T., BALES, R.F. (1966): *Family Socialization and Interaction Process*, New York.
 PARSONS, T., WHITE, W. (Hrsg.) (1979): *Über den Zusammenhang von Charakter und Gesellschaft*, in: PARSONS, T., *Sozialstruktur und Persönlichkeit*, Frankfurt a. M., S. 230-296.
 ROSENMAYR, L. (1986): *Über Familie in den Strukturumbrüchen heute*, *Forschungen und Erwägungen in disziplinübergreifender Sicht*, in: *Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit*, Heft 2-4, S. 48-81.
 SCHULZE, H.J., TYRELL, H., KÜNZLER, J. (1989): *Vom Strukturfunktionalismus zur Systemtheorie der Familie*, in: NAVE-HERZ, R., MARKEFKA, M., a. O., S. 31-44.
 SGRITTA, G. (1989): *Historisch-materialistische Theorien in der Familienforschung*, in: NAVE-HERZ, R., MARKEFKA, M., *Handbuch der Familien- und Jugendforschung*, Bd. 1, Familienforschung, Neuwied/Frankfurt a. M., S. 21-30.
 SGRITTA, G.B. (1989): *Towards a new paradigm: family in the welfare state crises*, in: BOH, K. et al. (Ed.) a. O., S. 71-94.
 TYRELL, H. (1976): *Probleme einer Theorie der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung der privatisierten modernen Kernfamilie*, in: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 5, S. 393-417.
 TYRELL, H. (1979): *Familie und gesellschaftliche Differenzierung*, in: PROSS, H. (Hrsg.) *Familie - wohin? Leistungen, Leistungsdefizite und Leistungswandlungen der Familie in hochindustrialisierten Gesellschaften*, Reinbek b. Hamburg.
 TYRELL, H. (1989): *Ehe und Familie - Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung*, in: LÜSCHER, K., SCHULTHEIS, F., WEHRSPAUN, M. (Hrsg.), a. O., S. 145-156.

1.6 INTERAKTION UND BEZIEHUNGSDYNAMIK IN DER FAMILIE

Erich Kirchler, Ludwig Reiter

1.6.1 Vorbemerkungen

Das Wissen über das Interaktionsgeschehen in der Familie wurde in den letzten Jahrzehnten so stark ausgedehnt, daß eine vollständige Übersicht den hier zur Verfügung stehenden Raum sprengen würde. Statt einer schlagwortartigen Aneinanderreihung von Theorien und Forschungsergebnissen wurde hier eine Auswahl aus den vorliegenden Erkenntnissen und Vorstellungen getroffen. Einige wenige Ansätze werden ausführlicher referiert. Die Auswahl ist zum einen von den Arbeiten der Verfasser zum Thema Familie beeinflusst, zum anderen veranschaulichen die vorgestellten Erkenntnisse einige wichtige Aspekte des Familienlebens.

Das wissenschaftliche Interesse an sozialen Interaktionen hat zum einen zum Studium von Aktions-Reaktionssequenzen auf molekularer Ebene geführt. Auch das Familienleben wird auf eine isolierte Interaktionsepisode, die kurze Zeit dauert, reduziert. Eine Episode wird zerlegt und mikroskopisch genau analysiert. Zum anderen werden Interaktionsprozesse auf molarer Ebene anhand der in den letzten 30 Jahren entwickelten Austauschtheorien, vor allem aus den Perspektiven von HOMANS (1974), BLAU (1964) und THIBAUT und KELLEY (1959), beschrieben. In austauschtheoretischen Konzepten werden nicht Interaktionsschritte seziiert, sondern utilitaristische Motive beschrieben, die Transaktionsprozessen zugrunde liegen. Von letzteren utilitaristischen Überlegungen ausgehend, werden soziale Handlungen unter dem Gesichtspunkt einer ökonomischen Kosten-Nutzen-Analyse betrachtet. Außer diesem utilitaristischen Analyseansatz sind soziale Wechselbeziehungen als symbolvermittelnde Prozesse beschrieben worden (HARRE 1979; GOFFMAN 1981). Im "Symbolischen Interaktionismus" wird Interaktion als ein interpretativer Prozeß beschrieben, in welchem Symbole und Bedeutungen gebildet und verändert und Situationen interaktiv konstruiert und definiert werden. Die vorliegende Arbeit beginnt mit einer ausführlichen Darstellung austauschtheoretischer Forschungen. Es folgen einige Ergebnisse klinischer Forschungen, deren Bedeutung darin zu sehen ist, daß ihre Berücksichtigung vor allem für den Bereich Prävention, Beratung und Therapie wichtig ist. Die Verschiedenheit der dargestellten Theorien und Forschungsergebnisse beziehungsweise klinischen Erfahrungen soll verdeutlichen, daß Familie als Gegenstand von Wissenschaft immer eine Konstruktion darstellt, die von den Überlegungen und Werten des/ der Forschers/in beeinflusst wird. Familie als theoretische Realität gibt es nicht. Immer geht es um theoriegeleitete Auswahl von Merkmalen. Diese Theorien können sich dann sehr weit von dem entfernen, was Familie für den "Alltagsmenschen" bedeutet.

1.6.2 Mikroanalyse des Interaktionsgeschehens

Die Basis der Interaktion sind die elementaren Ereignisse in Sozialkontakten, die Aktionen, Reaktionen, Emotionen und Gedanken der Partner (Frau und Mann), die sequentiell ablaufen. Außer beispielsweise ein Gesprächspartner seine Meinung über einen Sachverhalt, worauf der andere feststellt, daß dessen Meinung mit seiner übereinstimmt, freut er sich darüber und drückt er seine Gefühle aus, so lassen sich folgende Prozeßsegmente isolieren: Die konnative Aktion (Meinung ausdrücken) des Gesprächspartners führt zu einer kognitiven (Übereinstimmung feststellen), emotionalen (angenehme Gefühle) und konativen Reaktion (Mitteilung der Gefühle) des anderen. Die elementaren Ereignisse der Prozeßsegmente stehen nicht nur in kausalem Zusammenhang miteinander, sondern sind eingebettet in ein soziales und physisches Umfeld, das das Interaktionsgeschehen beeinflusst und von diesem selbst beeinflusst wird. Die elementaren Ereignisse lassen sich schließlich zu Beziehungseinheiten aggregieren. Die Muster der Einzelergebnisse charakterisieren die Beziehung zwischen den Partnern: Sie beschreiben das emotionale Klima, die Interaktionsintensität und das Dominanzgefälle in der Partnerschaft (McCLINTOCK 1983; HUSTON 1983).

Selbst langdauernde Interaktionsprozesse lassen sich in Prozeßsegmente aufspalten, sodas schließlich eine Vielzahl von Ereignistriplets (Aktion von Person P, Reaktion von O und Reaktion von P) resultieren. Ein Ereignistriplet ist notwendig und ausreichend, um grundlegende In-

rer Kritikpunkt betrifft die Kategorien der Beobachtungssysteme. Je nach Fragestellung sind diese unterschiedlich. Vergleiche zwischen Kategoriensystemen sind kaum möglich. Deshalb ist es wenig erfolgversprechend, Befunde verschiedener Studien aufeinander zu beziehen, so daß viele Ergebnisse isoliert zu anderen stehen.

Interaktionsanalysen müssen konative, affektive und kognitive Aspekte des Verhaltens erfassen. Die konventionellen Beobachtungsschemata erfassen konative Komponenten und registrieren allenfalls noch affektive Reaktionen. Wahrnehmungsinhalte, Gedanken und Einstellungen der Interaktionspartner bleiben unberücksichtigt. Gerade wenn Entscheidungsprozesse in der Familie analysiert werden, wäre es aber notwendig zu wissen, was die beteiligten Familienmitglieder zu tun beabsichtigen, wie sie das Verhalten der anderen wahrnehmen und welche Ziele beziehungsweise Strategien sie zu verfolgen gedenken.

Schließlich liegt ein Problem der Mikroanalyse darin, daß die Interaktionspartner im Labor agieren, die von ihnen zu lösenden Aufgaben oft belanglos sind und, anders als im familiären Alltag, isolierte, eng umgrenzte Probleme darstellen. Weil Eheleute zu Hause anders diskutieren als in der Öffentlichkeit und Alltagsprobleme keine abgegrenzten Probleme darstellen, sondern ständig gehäuft mit anderen Aufgaben auftauchen, wäre es notwendig, Möglichkeiten zu schaffen, um Mikroanalysen im natürlichen Umfeld durchzuführen.

HUSTON und ROBINS (1982) listen mehrere Analyseebenen in Familienstudien auf, die auf molekularer Ebene beginnen, wo einzelne Individuen analysiert werden, und auf molarer Ebene enden, wo lange Interaktionsepisoden und deren Vernetzung mit anderen Episoden im Brennpunkt der Aufmerksamkeit stehen. Wenn es um die Analyse von Kaufentscheidungen geht, die als Episoden zu verstehen sind, die mit vergangenen und zukünftigen Entscheidungen sowie mit dem übrigen Familiengeschehen eng verknüpft sind, muß auf Makroebene angesetzt werden. Als gravierendster Mangel der Mikroanalyse ist anzumerken, daß nur minimale Zeitsequenzen untersucht werden können. Das Familienleben wird auf maximal eine Interaktionsepisode, die meistens weniger als 60 Minuten dauert, reduziert. Eine Episode wird zergliedert und mikroskopisch genau analysiert. Was aber ausbleibt, ist die Aggregation der Ergebnisse zu molaren Einheiten. Der Vorwurf, vor lauter Bäumen den Wald nicht zu sehen; deklassifiziert die Mikroanalyse als geeignetes Instrument zum Verständnis von Familienentscheidungen und verlangt von einer höheren Analyseebene auszugehen, solange die Aggregationsregeln nicht bekannt sind. Vielleicht ist es auch nicht zielführend, nach den Regeln zu suchen, nach welchen sich Interaktionssegmente zu -episoden verdichten, sodaß der umgekehrte Analyseweg beschriftet werden muß, wonach vom Ganzen zum Teil vorgedrungen wird.

1.6.3 Makroanalyse des Interaktionsgeschehens

Auf molarer Ebene werden Interaktionsprozesse vor allem anhand der in den letzten drei Jahrzehnten entwickelten Austauschtheorien beschrieben (HOMANS 1974; BLAU 1964; THIBAUT und KELLEY 1959). In das Studium der Familie wurden austauschtheoretische Überlegungen vor allem von NYE (1979) und SCANZONI (1979) aufgenommen. Im Gegensatz zur Mikroanalyse, die von Aktions-Reaktions-Sequenzen ausgeht, beschreibt die Austauschtheorie Interaktionsepisoden. Gesucht werden Regeln, nach welchen Personen Kontakte miteinander gestalten, und Gesetze, die beschreiben, warum eine Beziehung intensiviert oder gelöst wird. Soziale Handlungen werden unter dem Gesichtspunkt einer ökonomischen Kosten-Nutzen-Analyse betrachtet. Leitmotiv jeder sozialen Interaktion ist demnach das egoistische Ziel, Nutzen zu maximieren, Kosten zu minimieren und damit den höchstmöglichen Gewinn zu erzielen.

1.6.3.1 Grundlegende Überlegungen der Austauschtheorien

Austauschtheoretische Konzepte wurden, zwar unter verschiedenen Begriffen, aber doch von ähnlichen theoretischen Überlegungen ausgehend, in verschiedenen Disziplinen entwickelt. Die verschiedenen Autor/innen benützen zur Beschreibung ihrer Theorien Begriffe, die auf den ersten Blick recht heterogen erscheinen. Ein Vergleich zwischen HOMANS' (1974) und THIBAUTS und KELLEYS (1959) Konzepten zeigt jedoch, daß die verschiedenen Autor/innen vielfach gleiche Aussagen mit verschiedenen Worten machten.

Entsprechend den Austauschtheorien ist menschliches Verhalten eine Funktion der Verhaltenskonsequenzen: Je nach Belohnungen oder Bestrafungen, Gewinn oder Verlust, verändert

Interaktionsmerkmale, wie etwa Einflußmuster oder Zuneigung, auf Mikroebene zu untersuchen. Dazu wurden verschiedene Instrumente entwickelt.

Eines der bekanntesten Analysesysteme stammt von BALES (1950). In der Interaktion-Prozess-Analyse werden die Ziele der Akteure (Frau und Mann) je nach Dominanzgefälle (submissiv versus dominant), Freundlichkeit (unfreundlich versus freundlich) und Instrumentalität (person- versus sachorientiert) der Äußerungen auf drei Dimensionen beschrieben. Um beispielsweise die Instrumentalität zu beschreiben, wird von geschulten Beobachter/innen das Verhalten von Eheleuten im Labor anhand von zwölf Kategorien beurteilt, die sich in zwei Orientierungsrichtungen einteilen lassen: Äußert ein Partner in kollektiven Entscheidungssituationen Zustimmung, gibt er nach, zeigt er Akzeptanz, thematisiert er Konflikte, in der Gruppe, lobt er, zeigt er sich zufrieden, wirkt er sozial-integrativ, indem er hilfreich ist und andere lobt, wird er als kontaktorientiert eingestuft. Ein Partner gilt als sachbezogen, wenn es ihm in Gesprächen hauptsächlich um die Sache geht, wenn er informiert, wiederholt, erklärt, bestätigt, bewertet oder kontrolliert.

BALES mag ein interessantes Werkzeug zur Analyse von Interaktionsprozessen in Gruppen konstruiert haben. Es scheint aber ungeeignet zu sein, um das Familiengeschehen zu studieren. Die Klassifikationskategorien sind ambivalent, das Klassifikationsschema ist zu grob. Weil das Kommunikationsrepertoire von Eheleuten häufig reich an "privater" nonverbaler Zeichen ist, die für Außenstehende unverständlich oder mißverständlich sein können, muß ein Beobachtungssystem speziell auf die Erfordernisse der Familie zugeschnitten sein.

GOTTMAN (1979) entwickelte eines der gegenwärtig einflußreichsten Kodiersysteme, das Couple Interaction Scoring System (CISS). Der Autor läßt von trainierten Beobachtern die gefilmte Interaktionssequenz eines Paares transkribieren und in basale Interaktions- oder Gedankeneinheiten aufspalten. Anschließend werden alle Gedankeneinheiten kodiert.

Eine Gedankeneinheit ist nicht exakt fixiert. Sie ist abgegrenzt durch Sprechpausen, Kommas, Bindewörter etc. Im obigen Beispiel sind die Grenzen durch Schrägstriche und Nummern gekennzeichnet. Sind die Analyseebenen festgelegt, kodieren mehrere Expert/innen sowohl die Transkripte als auch die Videoaufnahmen in drei Dimensionen: Jede Botschaft hat (a) einen inhaltlichen und (b) affektiven Aspekt. Während der Sprecher seine Mitteilungen macht, sendet (c) auch der Zuhörer durch nonverbale Verhaltensweisen Informationen. Diese drei Aspekte werden beurteilt.

Der Inhalt der Botschaft wird nach sachbezogenen Gesichtspunkten beurteilt (z. B. nach Zustimmung oder Ablehnung, danach ob über die Art der Kommunikation kommuniziert wird, ob Lösungsvorschläge gemacht, Gedanken gelesen werden, der eigene Standpunkt oder der des anderen zusammengefaßt wird). Die emotionalen Aspekte des Sprechers und Zuhörers werden aus nonverbalen Reaktionen ermittelt. Dabei wird registriert, ob durch Mimik, Sprache und Gestikulation entweder positive (z. B. lachen, mit dem Kopf nicken, angenehme, zufriedene, liebevolle Stimme, Berührungen, offene Arme), neutrale oder negative Gefühle (z. B. ängstlicher Gesichtsausdruck, kalte, anklagende, aggressive Stimme, rüde Gestikulation, Unaufmerksamkeiten, verspannte Körperhaltung) ausgedrückt werden.

Insgesamt müssen die Beobachtungsexpert/innen 24 Inhaltskategorien kennen und merken und gemeinsam mit ihrem/r Trainer/in mehrmals Videoaufzeichnungen und Transkripte von Interaktionen in den genannten Dimensionen diskutieren und analysieren. Das aufwendige Training ist notwendig, um schließlich eine befriedigend hohe Übereinstimmung zwischen den Urteilen zu garantieren.

Neben BALES und GOTTMAN entwickelten eine Reihe anderer Autoren Kodiersysteme. Wenn auch nicht bezweifelt wird, daß die Mikroanalyse von Interaktionen auch für das Verständnis von familiären Kaufentscheidungen relevante Ergebnisse liefert, so wird hier doch nicht die Euphorie GOTTMANs geteilt. Die Kodiersprachen weisen einige Mängel auf, die zumindest derzeit noch sehr problematisch sind und davon abhalten, Prozesse in der Familie ausschließlich Mikroanalysen zu unterziehen.

Da ist zum einen der unerhörte große Aufwand zu bemängeln. GOTTMAN (1979:81) rechnet beispielsweise vor, daß für die Transkription und Kodierung einer einstündigen Filmaufnahme etwa 28 Stunden Zeit notwendig sind. Deshalb muß die Dauer der studierten Interaktionssequenzen äußerst kurz und die Zahl der beobachteten Paare so gering gehalten werden, wie gerade noch vertretbar ist. Weiters werden die Interaktionssegmente als basale Analyseebenen mehrdeutig und von Kodiersystem zu Kodiersystem unterschiedlich definiert. Ein weite-

sich die Auftrittswahrscheinlichkeit von bestimmten Verhaltensweisen. Mit dieser Annahme können individuelle Handlungen, aber auch soziale Interaktionsprozesse, in Abhängigkeit von der physischen Umwelt beschrieben werden. HOMANS geht davon aus, daß sich Sozialverhalten ohnehin von individuellem Verhalten in einem rein physikalischen Setting nicht grundsätzlich unterscheidet. Der wesentliche Unterschied liegt einzig darin, daß das Verhalten einer Person nicht durch physische Reize beeinflusst wird, sondern vom Verhalten einer anderen Person.

1.6.3.1.1 Grundbegriffe zur Beschreibung sozialer Interaktion

Jede Person sowie die Interaktionsumgebung sind für die anderen Quellen von Belohnungen und Bestrafungen. Die Aktivitäten der Interaktionspartner sind deren willentliche Verhaltensweisen, die zum einen Antworten auf die Aktivitäten des anderen sind, und zum anderen nachfolgende Aktivitäten bedingen. Die Aktivitäten laufen sequentiell ab und dienen entweder dazu, ein erstrebenswertes Ziel zu erreichen oder um die Interaktion aufrechtzuerhalten, die als angenehm erlebt werden kann.

Aktivitäten können entweder bestimmte Handlungen oder Gefühlsäußerungen sein, die auf bestimmte Einstellungen beziehungsweise auf Stimmungen einer Person gegenüber der anderen hindeuten. Aktivitäten variieren nach Auftrittshäufigkeit und Wert. Unter Wert wird der Verstärkungsgrad einer Aktivität verstanden. Ein Interaktionspartner kann eine Aktivität nicht nur positiv oder negativ bewerten, sondern, je nachdem ob seine Bedürfnisse in hohem oder geringem Maße befriedigt oder frustriert werden, auch graduelle Unterschiede wahrnehmen. Ist der Wert einer Aktivität positiv, wird von Belohnung gesprochen, ist er negativ, so wird von Kosten gesprochen.

Unter Belohnung fällt alles, was eine Person erhält und ihr wertvoll erscheint. Belohnungen sind nach HOMANS und nach THIBAUT und KELLEY Aktivitäten des Partners, die zur Befriedigung eigener Bedürfnisse dienen oder Ereignisse abwenden können, die als unangenehm erlebt werden.

Unter Kosten werden Gefühle, Aktivitäten, Beziehungen oder Situationen subsumiert, die als unangenehm erlebt werden oder vom Erlebnis angenehmer Ereignisse abhalten. Ähnlich wie Belohnungen betreffen auch Kosten zwei verschiedene Aspekte: einerseits die mit der Handlung verbundenen Aufwendungen (z. B. Mühe) oder die negativen Konsequenzen der Handlung (z. B. Bestrafungen) und andererseits den Entgang von Belohnungen, die mit nichtgewählten alternativen Handlungen zu erlangen gewesen wären. Je aversiver die Konsequenzen einer Handlung und je attraktiver die unterlassenen Handlungsalternativen, desto höher sind die Kosten der ausgeführten Aktivität.

Interaktionspartner vergleichen ein konkretes oder antizipiertes Interaktionsergebnis mit erwarteten Ergebnissen aus anderen Interaktionen und bewerten das Ergebnis dann: Die Bewertung erfolgt anhand von zwei Vergleichsstandards, die THIBAUT und KELLEY (1959) als Vergleichsniveau und Vergleichsniveau für Alternativen bezeichnen.

Das erste Vergleichskriterium entspricht dem Anspruchsniveau der Person, das aufgrund vergangener Erfahrungen gebildet wurde. Übersteigt ein konkretes Interaktionsergebnis den Erwartungswert, so wird es als zufriedenstellend, liegt es darunter, wird es als unbefriedigend erlebt.

Das zweite Vergleichskriterium bezieht sich auf den Gewinn, der aus anderen Handlungen oder Beziehungen als aus der gewählten Handlung oder der gerade aktuellen Beziehung herauszuholen ist. Der Profit, der mit der besten verfügbaren Alternative erzielt werden kann, bestimmt die Höhe des Vergleichswertes. Sinkt das Ergebnis in der gerade bestehenden Beziehung unter den erwarteten Wert, wird die Person nicht notwendigerweise die Beziehung auch verlassen (nämlich dann nicht, wenn keine besseren Alternativen zur Auswahl stehen); sinkt es aber unter den Vergleichswert für Alternativen, so wird die Person die bestehende Beziehung zugunsten einer vorteilhafteren abbrechen.

Von zentraler Bedeutung für die Austauschtheorien ist das Handlungs- oder Interaktionsergebnis. Davon hängt ab, welche Aktivitäten im folgenden gesetzt werden und ob die Beziehung zum Partner abgebrochen oder intensiviert wird. Das Interaktionsergebnis oder der Gewinn errechnet sich aus der Differenz zwischen Belohnung und Kosten einer Handlungsalternative.

Ein weiterer bedeutsamer Begriff ist der der Norm. Normen sind Verhaltensregeln, die von den Interaktionspartnern als Richtlinien akzeptiert werden. Eine der wesentlichsten universalen Richtlinien ist die der Reziprozität: Wie GOULDNER (1960) in seinem einflussreichen Aufsatz ausführt, ist es die Norm der Reziprozität, die im wesentlichen die Basis für Stabilität sozialer Systeme begründet. Oberstes Handlungsprinzip ist, eine Balance der Handlungsergebnisse der Interaktionspartner herzustellen. Die Interaktionspartner vermitteln einander die angenehme Ergebnisse (Gewinn), und andererseits sind sie verpflichtet, diese zu erwidern. Ist der Austausch von gegenseitig vermittelten Belohnungen zurückerstattet und ausgewogen, wird die Beziehung intensiviert. HOMANS (1974) spricht in diesem Zusammenhang von distributiver Gerechtigkeit in sozialen Situationen. Damit bezieht er sich auf das Verhältnis zwischen Kosten und Investitionen und dem Gewinn der Interaktionspartner. Gerechtigkeit ist dann gegeben beziehungsweise die Norm der Reziprozität ist dann erfüllt, wenn der Gewinn in Interaktionen fair, das heißt proportional zu den Kosten und Investitionen der Partner (Frau, Mann) verteilt wird (Equity-Prinzip).

Die Verteilung von Interaktionsergebnissen kann nach verschiedenen Regeln erfolgen. Die am häufigsten untersuchten Aufteilungsregeln sind (a) nach Ausgewogenheit (equity), (b) Gleichheit (equality) und (c) nach Bedürfnissen. Während das Equity-Modell zu sehr die Beiträge der Interaktionspartner gewichtet, scheinen diese im Gleichheitsmodell gar nicht auf. Nach der Egalitätsnorm sind gemeinsame Gewinne gleich aufzuteilen, unabhängig davon, wieviel jeder einzelne dazu beigetragen hat. Folgt man der Bedürfnisregel, soll jeder soviel vom gemeinsamen Gewinn erhalten, wie er benötigt, und sovielen Kosten tragen, wie er kann. Andere Aufteilungsregeln berücksichtigen beispielsweise die Anstrengung der Partner, halten sich an bestehende, formell festgelegte Normen oder Gesetze oder sehen vor, daß jeder soviel erhält, wie ihm versprochen worden ist.

1.6.3.1.2 Thesen über das Verhalten in sozialen Interaktionen

Das dargestellte Konzept über Gewinn, Profit beziehungsweise Ergebnisgüte impliziert, daß Interaktionspartner positive und negative Ergebnisse von sozialen Handlungen antizipieren und bewerten, welche Aktivitäten mit bestimmter Wahrscheinlichkeit zur größten Gewinnschöpfung führen. Nach einer Entscheidungsphase wird diejenige Handlung ausgeführt oder diejenige Beziehung geknüpft, die für optimal befunden wird. Die Grundsatzüberlegungen zu sozialen Interaktionen führen zu mehreren Thesen über das Verhalten in Beziehungen:

- Menschen treffen rationale Entscheidungen. Ausgehend von der verfügbaren Informationsmenge und den individuellen Fähigkeiten, diese zu verwerten, sind sie bestrebt, diejenigen Alternativen auszuwählen, die den höchsten Gewinn versprechen.
- Menschen agieren und reagieren in sozialen Interaktionen. Sie treffen Entscheidungen und setzen dann Aktionen. Ihre Aktionen sind nicht durch kulturelle oder situative Gegebenheiten vorherbestimmt.
- Um Belohnungen zu erhalten, müssen auch Kosten getragen werden. Jedes Verhalten ist mit Kosten insofern verbunden, als es Energie und Zeit konsumiert, die für andere Aktivitäten genutzt werden könnten.
- Soziale Verhaltensweisen werden dann wiederholt, wenn sie in der Vergangenheit belohnt wurden.
- Verspricht keine der Verhaltensalternativen einen Gewinn, dann wird jenes Verhalten ausgewählt, dessen Kosten am geringsten sind.
- Personen, die in Interaktionen das erhalten, was sie ihrer Meinung nach verdienen, sind zufrieden; erhalten sie weniger, sind sie verärgert; erhalten sie mehr, fühlen sie sich schuldig.
- Sozialkontakte basieren auf der Norm der Gegenseitigkeit oder Reziprozität.
- Es wird als belohnend erlebt, demjenigen Kosten zu verursachen, dessen Verhalten als verletzend empfunden wird.
- Die Kosten, die man durch Bestrafung zu tragen hat, sind im allgemeinen höher als die Belohnung, die man erfährt, wenn man selbst jemandem diese Bestrafung zufügt.
- Interaktionspartner beurteilen den Wert verschiedener Objekte, Erfahrungen oder Beziehungen interindividuell unterschiedlich.

□ Je mehr jemand von einer Ressource besitzt, umso weniger sind zusätzliche Einheiten dieser Ressource wert.

1.6.3.2 Interaktionsmodelle in der Familie

WALSTER, BERSCHIED und WALSTER (1976) argumentieren, daß auch intime familiäre Beziehungen ökonomischen Prinzipien folgen. Allerdings gestehen sie ein, daß aufgrund langdauernder der Beziehung ein komplexes Austauschmuster entwickelt werden kann, und lassen neben den rationalen Überlegungen den Eheleuten auch Platz für "Phantasie". Können Austauschtheorien tatsächlich Interaktionsprozesse in funktionierenden Familien erklären, wo zum Unterschied von Interaktionen zwischen Bekannten und wirtschaftlich orientierten Gruppen wesentlich häufiger, in-der über längere Zeitabschnitte und über eine größere Anzahl verschiedener Probleme miteinander kommuniziert wird? Geht man davon aus, daß soziale Interaktion generell ein Prozeß des Gebens und Nehmens ist und auch in der Familieninteraktion materielle Werte, Gefühle und Ideen ausgetauscht werden, bleibt doch die Frage offen, welche Austauschregeln intime Gruppen, wie die Familie, entwickeln. In jüngster Zeit verbreitet sich die Meinung, daß die bekannten ökonomischen Austauschregeln in der Familie nicht nur fehlgezeigt sind, sondern daß sie in harmonischen Familien auch nicht angewandt werden.

In letzter Zeit sind einige Sätze der Austauschtheorien entschärft worden. Allerdings wurden dabei auch ihre Kernsätze aufgegeben. Nach HUESMANN und LEVINGER (1976) berücksichtigen Interaktionspartner nicht nur den eigenen Gewinn, sondern nehmen auch Rücksicht auf die Kosten, die dem anderen entstehen. HUESMANN und LEVINGER (1976) distanzieren sich von einer allzu marktbezogenen Konzeptualisierung von Familienregeln. Je länger und je intimer die Beziehung ist, desto eher sind Interaktionspartner bestrebt, ein gemeinsames, nicht egoistisches Gewinnmaximum zu erzielen. Mit zunehmender Intensität der Beziehung scheint die Verteilung von Ressourcen weniger häufig proportional zu den Beiträgen der Partner zu erfolgen als nach den Bedürfnissen der einzelnen. FOA und FOA (1974) weisen nach, daß der Austausch von Ressourcen nach weniger rigiden Regeln funktioniert als in formellen Gruppen: In der Familie werden nicht nur weit mehr verschiedenartige Ressourcentypen ausgetauscht, sondern bestimmte erhaltene Annehmlichkeiten können durch eine breite Palette verschiedener anderer Ressourcen vergütet werden. Weiters gilt in der Familie die strikte Regel der Reziprozität nur bedingt: Je länger die Partner einander Kredit gewähren, umso mehr weicht das Austauschmodell von einem kapitalistischen Buchführungsmodell ab. Schließlich wird immer öfters bezweifelt, ob Ehepartner tatsächlich darauf bedacht sind, vom Partner ebenso viele Annehmlichkeiten zu erhalten, wie sie zu geben bereit sind. M. S. CLARK und Mitarbeiter (siehe CLARK/REIS 1988) zeigen recht eindrucksvoll, daß in intimen Beziehungen die ökonomisch egoistische Orientierung, die in formalen Gruppen das Leitmotiv der Interaktion zu sein scheint, zugunsten einer altruistischen Orientierung zurückweicht. Schließlich wird nicht mehr postuliert, daß erhaltene Annehmlichkeiten unmittelbar "zurückbezahlt" werden müssen, sondern von langfristiger Kreditgebarung gesprochen, wonach dargebotene Ressourcen zwar als Forderungen verbucht werden, der andere mit der Einlösung seiner Verbindlichkeiten aber auch zuwarten kann. Vor allem aber machen Partner in Freundschaftsbeziehungen ihre Handlungen von denen des anderen abhängig, d. h. die Interdependenz der Partner ist wesentlich höher als in Wirtschaftsbeziehungen.

Trotz der Neuformulierung wesentlicher Aussagen ist die Gültigkeit der Austauschtheorien beschränkt. Ausgehend von den Interaktionscharakteristika der Partner differenziert MACCOBY (1986) zwischen verschiedenen Beziehungstypen: Während sich Transaktionen in Equitybeziehungen mit hierarchischem oder egalitärer Machtgefälle und Beziehungen gegenseitiger Feindschaft recht gut anhand der Austauschtheorien und Equityprinzipien beschreiben lassen, folgen Interaktionen in Freundschaftsbeziehungen nicht profitmaximierenden Prinzipien.

Im allgemeinen wird angenommen, die Beziehung zwischen Ehepartnern sei der zwischen Freunden ähnlich. Dies gilt für glückliche Partner. Eheleute, die über ihre Beziehung klagen, neigen dazu, sich wie Bekannte oder Wirtschaftspartner zu verhalten. Je nach Strukturmerkmalen der Familie variieren die Verhaltensweisen auf einem Kontinuum von Austauschhandlungen bis zu spontan altruistischem Verhalten. In harmonischen Beziehungen werden Machtvorteile aus Rücksicht auf die Wünsche des anderen nicht genutzt. In disharmonischen Partnerschaften ist anzunehmen, daß der potentiell mächtigere Partner auch bestrebt ist, in Entscheidungssituationen seine Wünsche durchzusetzen. Verglichen mit MACCOBYS (1986) Klassifikation lassen sich Familien je nach Strukturmerkmalen folgenden Beziehungstypen zu-

ordnen: Partner in disharmonischen Ehen sind bestrebt, einander Kosten zu verursachen; die Beziehung gleicht der zwischen Feinden und ist nach BURNS (1973) von gegenseitiger Feindseligkeit gekennzeichnet.

Wenn die Partner am Weiterbestand der Ehe immer weniger interessiert sind, mutiert die Beziehung zu einer Wirtschaftsbeziehung und läßt sich adäquat anhand von Equityregeln beschreiben. Je nach hierarchischem Machtgefälle oder egalitärer Machtverteilung bestimmt der dominante Partner die Austauschgeschäfte. Die Beziehung wird allenfalls deshalb aufrecht erhalten, weil die Partner egoistische Vorteile daraus schöpfen können. Je harmonischer die Beziehung, desto mehr weichen die Interessen der Individuen zurück und werden von Interessen überlagert, die der Partnerschaft entwaschen.

Partner in harmonischen Beziehungen handeln, unabhängig davon, ob einer Machtvorteile gegenüber dem anderen hat oder nicht, nach einem Prinzip, das hier "Liebesprinzip" genannt werden soll. Je harmonischer die Beziehung, umso dichter sind die Gefühle, Gedanken und Handlungen der Partner miteinander verstrickt, umso eher wird eine gemeinsame Nutzenmaximierung anstelle einer egoistischen Kosten-Nutzen-Rechnung verfolgt, umso vielfältiger die Ressourcen, die einander angeboten werden, umso großzügiger die Kreditgebarung, umso eher fühlen sich die Partner für die Befriedigung der Bedürfnisse des anderen verantwortlich und umso weniger werden Forderungen an den anderen beachtet. Die Partner handeln spontan altruistisch und nicht ökonomisch-rational: auf eigene Vorteile bedacht.

Je geringer die emotionale Bindung der Partner aneinander wird, umso mehr mutiert das Liebesprinzip zu einem "Kreditprinzip". Die Partner sind dann zwar bestrebt, einander Annehmlichkeiten zukommen zu lassen, nehmen Rücksicht aufeinander, warten aber auf die Erwidmung ihrer Bemühungen und gewähren dem anderen allenfalls langfristig Kredit, sodab eine Rückzahlung nicht unmittelbar erfolgen muß.

Sinkt die Beziehungsqualität weiter ab, folgt das Interaktionsgeschehen nicht mehr dem Kreditprinzip, sondern dem "Equityprinzip". Die Partner handeln mehr und mehr wie zwei Geschäftspartner. Ein adäquates Beschreibungsmodell der Interaktion liefert die Austauschtheorie.

Je tiefer die Beziehungsqualität sinkt, umso bedeutsamer werden Machtunterschiede zwischen den Partnern. Waren die Machtrelationen in der harmonischen Beziehung noch unbedeutend, so wird in "abgekühlten" Partnerschaften derjenige, der mehr Macht besitzt, auch die Möglichkeit nutzen, die Austauschgeschäfte mit dem anderen zu kontrollieren. Er wird mit zunehmender Macht seinen Einfluß in Entscheidungen mehr und mehr geltend machen, seinen Willen durchsetzen und rücksichtslos handeln. Wenn die Beziehungsqualität so gering ist, daß ein weiteres Abkühlen der Gefühle füreinander bei egoistischen Handlungen entweder nicht zu befürchten ist oder dabei nichts verloren wird, bleibt als einziges Handlungsziel der eigene Vorteil übrig. In jenen Fällen soll vom Egoismusprinzip gesprochen werden.

Das Interaktionsgeschehen in Liebes-, Kredit-, Equity- und Egoismusbeziehungen mit und ohne Machtgefälle zwischen den Partnern läßt sich zumindest anhand folgender sechs wesentlicher Kriterien differenzieren:

- Gemeinsame Gewinnmaximierung versus Kosten-Nutzen-Rechnung
- Gewährung von lang- versus kurzfristigen Krediten
- Vielfalt versus Einschränkung der dargebotenen Ressourcen
- Verteilung von Annehmlichkeiten anhand von Bedürfnis- versus Beitragsregeln
- Spontaner Altruismus versus Kontrolle von Forderungen und Verbindlichkeiten.

□ Interdependenz versus Independenz

Personen in Liebesbeziehungen sind in ihren Gefühlen, Gedanken und Handlungen voneinander abhängig. Abhängig sein heißt, vom Verhalten des anderen betroffen sein und gleichzeitig wissen, daß der andere vom eigenen Tun betroffen ist, und deshalb Rücksicht nehmen. Nach KELLEY und THIBAUT (1978) basiert wechselseitige Abhängigkeit auf der Möglichkeit der Partner einander Annehmlichkeiten zu bereiten und Kosten zu verursachen. Je enger und harmonischer die Beziehung ist, desto größer sind wechselseitige Betroffenheit und Rücksichtnahme. In disharmonischen Beziehungen nehmen Eheleute kaum aufeinander Rücksicht, wenn es um die Realisierung egoistischer Wünsche geht, und sind wahrscheinlich auch nur dann von der Rücksichtslosigkeit des anderen betroffen, wenn ein starkes Machtgefälle zwischen den Partnern besteht. Und zwar ist anzunehmen, daß der

dominante Partner durch eigennützige Entscheidungen des Schwachen irritiert und seine Macht bedroht ist.

In einer Studie von KIRCHLER und WAGNER (1987) wurde bestätigt, daß glückliche Partner seltener einen egoistischen Wunsch realisieren, wenn der andere dagegen ist, also von der Zustimmung des anderen wesentlich abhängiger sind als Partner in disharmonischen Ehen. Weiters stimmen glückliche Partner dem Wunsch des anderen öfters zu als disharmonische Partner. Zusammenfassend bestätigen diese Studien, daß glückliche Partner in Interaktionen voneinander abhängig sind, während in unglücklichen und egalitären Beziehungen relativ niedrige Interdependenz besteht.

□ Maximierung des gemeinsamen Gewinnes versus egoistische Profitorientierung

Partner in disharmonischen Ehen, deren Beziehung zu einer Wirtschaftsbeziehung geworden ist, sind bestrebt, in Interaktionen ihre Gewinnchancen voll zu nutzen. Je harmonischer die Beziehung ist, umso mehr weicht das Interesse, mit dem Partner ein Handelsgeschäft abzuschließen, zurück. Die Beziehung gewinnt an intrinsischem Wert, und umso mehr wird auch das Interaktionsergebnis, das der andere zu erwarten hat, berücksichtigt. Partner in Kreditbeziehungen handeln selbst- und partnerorientiert. In Liebesbeziehungen handeln sie vor allem partnerorientiert. LEIK und LEIK (1977) meinen, daß mit der Intensivierung der Partnerschaft das ökonomische Interesse an der Beziehung dem Interesse an der Beziehung an sich Platz macht. Personen, die annehmen, daß der Partner aufgrund extrinsischer Motive am Weiterbestand der Beziehung interessiert ist, lieben den anderen weniger als jene Personen, die vermuten, daß der andere intrinsisch motiviert ist. In intimen Beziehungen weicht das anfängliche Ziel (wenn die Beziehung der von Bekannten gleicht) individuelle Vorteile zu erarbeiten dem Ziel nach gemeinsamen Vorteilen zu streben.

Schließlich versetzen sich Spieler/innen in Verhandlungen mit zunehmender Partnerorientierung mehr und mehr in die Situation des/der anderen und wollen ein "netter Kumpel" sein, der entgegenkommt, "bevor die Verhandlung noch richtig begonnen hat" (RUBIN 1973). SCANZONI (1979) spricht in diesem Zusammenhang von gemeinsamer Nutzenmaximierung: Je enger und harmonischer die Beziehung zwischen den Partnern, desto eher stellt das, was dem einen Belohnung ist, auch für den anderen einen Gewinn dar. Kompetitive Verhaltensweisen, die den höchsten individuellen Gewinn versprechen, werden zugunsten kooperativen Verhaltens aufgegeben, um den gemeinsamen Nutzen zu maximieren. Disharmonische Beziehungen sind durch egoistisches Profitdenken gekennzeichnet, wobei derjenige, der die Macht hat, auch eher seine Wünsche durchsetzt als der Schwache.

□ Vielfalt austauschbarer Ressourcen versus Fixierung auf eine "Währungseinheit"

Während in kausalen Beziehungen nur wenige Ressourcentypen gehandelt werden, die dem Konzept von FOA und FOA (1974) entsprechend hauptsächlich universalistischer Art sind, werden in Liebesbeziehungen neben universalistischen hauptsächlich partikularistische Ressourcen angeboten. In Equity-Gruppen werden Ressourcen einer Kategorie mit Annehmlichkeiten aus der selben Kategorie vergolten. Dagegen kann in Liebesbeziehungen eine bestimmte Annehmlichkeit auch mit Ressourcen aus völlig unterschiedlichen Kategorien substituiert werden. Dies bedeutet, daß Partner, die in loser Beziehung zueinander stehen oder mit der Ehe unglücklich sind, dann einen Austausch als befriedigend empfinden, wenn der andere universalistische mit universalistischen und partikularistische mit partikularistischen Ressourcen vergütet, während in Liebesbeziehungen auch dann Ausgewogenheit erlebt wird, wenn etwa materielle Ressourcen angeboten werden und der Partner mit Dankbarkeit und Zuneigung beziehungsweise mit anderen Ressourcen aus FOA und FOAs (1974) Kategorie "Liebe" antwortet. Allerdings werden von Beobachter/innen Interaktionspartner dann nicht als Freunde wahrgenommen, wenn der eine eine partikularistische Ressource (z. B. Liebe) mit einer universalistischen (z. B. Geld) vergütet.

Wenn in glücklichen Ehen die Möglichkeit besteht, materielle oder universalistische Ressourcen mit immateriellen zu vergelten, kann kaum noch von einem Austauschgeschäft im ökonomischen Sinn gesprochen werden. Zum einen werden Status und Liebe nicht als Rückzahlungseinheiten verstanden. Sie sind damit nicht tauschbare Ressourcen im wirtschaftlichen Sinne. Die Übersetzung von immateriellen Ressourcen in eine "Währungseinheit", die den direkten Vergleich mit dem Wert der erhaltenen materiellen Ressourcen erlaubt, würde die kognitiven Fähigkeiten der Interaktionspartner auch weit übersteigen. Letztlich würden ökonomische Austauschmodelle unermesslich strapaziert und nicht mehr falsifizierbar sein, denn alles könnte als Ressource und jede Interaktion im nachhinein als

Austauschgeschäft angesehen werden. Wenn auch die Zuneigung oder Attraktivität des anderen als rechenbare Ressource gewertet wird, kann der/die Beobachter/in von Interaktionen jede Aufwendung eines Akteurs in Form von Geld, Gütern, Dienstleistungen etc. damit rechtfertigen, daß der Empfänger diese Annehmlichkeiten dem Akteur mit seinen immateriellen Werten rückvergütet, sodaß sich dessen Aufwendungen lohnen.

So legitim es auch ist, zwischen extrinsischen und intrinsischen Belohnungen zu unterscheiden, so irreführend kann es sein, sie zu messen, sie zu addieren und subtrahieren und in eine mathematische Formel zu pressen. McCLELLAND (1986) weist in einem kürzlich publizierten Essay recht deutlich auf Artefakte in der empirischen Analyse von Liebesbeziehungen hin: Er unterscheidet zwischen einem "rechts- und links-hemisphärischen" Konzept der Liebe. Wird Liebe unreflektiert erlebt (rechts-hemisphärisch), mag sie irrational und romantisch erscheinen. Zwingt man Personen, Liebe der Kontrolle des Verstandes zu unterziehen, werden sie gezwungen nachzudenken und rationale Argumente zu finden (links-hemisphärisch). Diese Argumente mögen dann kühl ökonomisch ausfallen und den/die Forscher/in irrtümlich schließen lassen, daß ein Austauschgeschäft zwischen den Partnern stattfindet.

Liebesbeziehungen wären auch dann ein Geschäft, wenn ein Partner keine Mühe scheuen würde, das gemeinsame Budget aufzustooken, während der andere daraus nur entnimmt und dafür Dankbarkeit und Zuneigung zeigt oder einfach in der Beziehung bleibt. Derjenige Partner, der sichtbar mehr anbietet, würde sich deshalb nicht benachteiligt fühlen, weil er die Attraktivität des anderen ebenso hoch einschätzt wie die eigenen Bemühungen um materielle Güter. Würde er sich weniger anstrengen, hätte ihm der andere weniger bedeutet. Und wieder wäre die Rechnung aufgegangen: Weniger Ressourcen und weniger Zuneigung halten sich die Waage. Sollten Austausch- und Equityprinzipien zur Beschreibung von zwischenmenschlichen Interaktionen nützlich sein, müßten die austauschbaren Werte rechenbar sein. Je mehr immaterielle Werte die Interaktionspartner einander geben, umso schwieriger wird es, die Vielfalt ihrer Angebote und Forderungen zu bewerten und zu vergleichen, und umso weniger läßt sich ihre Beziehung in ein Modell fassen, das ökonomische Austauschgeschäfte simuliert (MACCOBY 1986).

HATFIELD, UTNE und TRAUPMANN (1979) berichten weiters, daß sich nicht nur die Anzahl und Art der Ressourcen mit zunehmender Intensität der Beziehung ändert. Auch der "Wert" von Annehmlichkeiten, aber auch die "Kosten" von Unannehmlichkeiten, die der Partner bietet, werden intensiver erlebt.

Wenn Partner in Liebesbeziehungen einander mehr verschiedene Ressourcen zukommen lassen, sich Wert und Bedeutung der Ressourcen ändern und rechenbare Ressourcen häufig mit schwer kalkulierbaren oder kaum in "Währungseinheiten" transformierbaren Ressourcen vergütet werden können, entfernt sich eine Liebesbeziehung immer mehr davon, was Austauschtheoretiker/innen anhand ihrer ökonomischen Modelle beschreiben.

□ Langfristiger Kredit versus unmittelbare Schuldentilgung

In Ad-hoc-Gruppen oder Wirtschaftsbeziehungen wird mit Geben unmittelbar auch Nehmen verbunden. Wenn Person A einen Teil ihrer Ressourcen hergibt, erwartet sie von Person B einen entsprechenden Anteil von Annehmlichkeiten zurückzubekommen, und Person B fühlt sich umgekehrt auch der Reziprozitätsnorm verpflichtet. Der unmittelbare Ausgleich, der in Austauschbeziehungen erwartet wird, gilt nicht in familiären Interaktionen. In Langzeitgruppen sowie in der Familie besteht die Möglichkeit, Interaktionsergebnisse über längere Zeitschnitte hinweg zu akkumulieren. Ein Vorteil, positives Ergebnis über längeren Zeitraum zu einem bestimmten Zeitpunkt für einen Partner resultiert, muß nicht kurzfristig erwidert werden. Auf einem fiktiven "Partnerkonto" werden "Guthaben" und "Schulden" verbucht und nach längerer Zeit ausgeglichen. Mit anderen Worten: Die Partnerschaft behält ihren Wert auch dann, wenn das Interaktionsergebnis für einen Partner zu einem bestimmten Zeitpunkt gering ist, in der Vergangenheit aber genügend positive Erfahrungen gemacht wurden, die auf weitere Belohnungen in der Zukunft hoffen lassen.

Obwohl LEVINGER (1979) der Ansicht ist, daß Interaktionen in der Ehe immer durch Austauschprinzipien geregelt werden, gesteht er ein, daß die Ehepartner diese Prinzipien im Laufe der Entwicklung der Beziehung unterschiedlich handhaben. Anfangs, wenn die Beziehung noch jung ist, besteht ein starkes Bedürfnis nach Reziprozität. Wenn die Beziehung bereits intensiviert ist und eine tiefe Vertrauensbasis die Personen aneinander bindet, werden einerseits immer häufiger Situationen herbeigeführt, die beide positiv erleben,

gesagt werden. Für die Stabilität der Beziehung war allein deren Wert ausschlaggebend. Hatte die Beziehung einen hohen Wert, waren die Partner nach drei (63,2 %) beziehungsweise sieben Monaten (74,2 %) häufiger liiert als in jenen Fällen, wo ein geringer Wert angegeben wurde (19,4 % beziehungsweise 31,6 % der Paare waren noch zusammen).

Auch LUJANSKY und MIKULA (1983) konnten nicht bestätigen, daß equitable Beziehungen qualitativ besser und stabiler sind als inequitable. Ausschlaggebend war wieder der Wert der Beziehung, gemessen an der absoluten Höhe der gebotenen Annehmlichkeiten. MURSTEIN, CERRETO und MacDONALD (1977) gingen in ihrer Untersuchung von den Überlegungen aus, daß Equityorientierung je nach Beziehungstyp einen positiven oder negativen Einfluß auf die Partnerschaft hat. Sie testeten den Grad der Austauschorientierung und die Intensität von Beziehungen von Ehepartnern und Freundesgruppen und fanden, daß die Qualität der Ehe schlecht ist, wenn beide Partner equityorientiert sind. Sind beide oder ein Partner nicht austauschorientiert, ist die Ehequalität gut.

Beitrags- oder Equityregeln werden in sozialen Beziehungen dann bevorzugt, wenn die Gruppenmitglieder für hohe Effizienz ihrer Leistungen verantwortlich gemacht werden, wie z. B. in Arbeitssettings. In Freundesgruppen und in der Familie dominiert die Bedürfnisregel. Wenn das Wohlbefinden des Partners direkt von den zu verteilenden Ressourcen abhängt, er nicht zu hohe Ansprüche stellt, werden ebenfalls die Bedürfnisse als Verteilungsschlüssel zugrundegelegt. Weiters sind Personen dann geneigt die Bedürfnisregel anzuwenden, wenn sie unmittelbar vor der Aufteilung der Ressourcen Erfolgsergebnisse hatten, in guter Stimmung sind, vor anderen gut dastehen wollen, die Öffentlichkeit die Bedürfnisregel als moralisch wertvoll betrachtet oder wenn das Selbstwertgefühl der Person davon abhängig ist. Die Wahrscheinlichkeit dafür, daß Ressourcen gleich verteilt werden, ist dann am höchsten, wenn die Berechnung der Beiträge zu hohe kognitive Leistungen verlangt (beispielsweise wenden Kinder häufig die Gleichheitsregel an).

Daß in Liebesbeziehungen nicht Equityorientierung besteht, betont eine Reihe von namhaften Forschern. SCHWINGER (1986) faßt zusammen, daß in Liebesbeziehungen Ressourcen nach Bedürfnissen verteilt werden. In Freundesgruppen egalitär, in Wirtschaftsbeziehungen und zwischen unglücklichen Eheleuten nach den individuellen Beiträgen. In kompetitiven Gruppen werden maximale Differenzen in den Verteilungen zwischen den Mitgliedern angestrebt, und Mitglieder, die in Konflikt zueinander stehen, sind bestrebt, dem anderen maximale Kosten zu verursachen (siehe Tabelle).

Tabelle: Verteilungsregeln in Abhängigkeit von Beziehungsart und Ressourcentyp
(nach Schwinger, 1986:221)

RESSOURCENTYP	INTIME BEZIEHUNG	FREUNDSCHAFTS- BEZIEHUNGEN	AUSTAUSCH- BEZIEHUNGEN
Liebe	Bedürfnisregel	Bedürfnisregel	Gleichheits-/Equityregel
Status	Gleichheitsregel	Equityregel	Equityregel
Dienstleistungen	Bedürfnisregel	Bedürfnis-/Gleichheitsregel	Equityregel
Information	Bedürfnisregel	Bedürfnisregel	Equityregel
Güter	Bedürfnisregel	Gleichheitsregel	Equityregel
Geld	Bedürfnisregel	Gleichheitsregel	Equityregel

□ Partnerorientierung versus Registrierung von Forderungen

Glückliche Partner sind nicht bestrebt, über Forderungen und Verbindlichkeiten Buch zu führen. Sie handeln spontan partnerorientiert. Wie anders sollten die innovativen Studien von CLARK und Mitarbeiter/innen interpretiert werden? Partner in harmonischen Freundschaftsbeziehungen differenzieren nicht zwischen den eigenen Beiträgen und denen des anderen, um später Erträge proportional zu verteilen. Partner in extrinsisch motivierenden Beziehungen kontrollieren ihre Beiträge, um Gewinne entsprechend proportional aufzuteilen. In einer Serie von Experimenten ließ CLARK (1984) ihre Versuchsteilnehmer gemeinsam mit einer anderen Person eine Arbeit verrichten. Dabei variierte sie zwei Versuchssitua-

und andererseits Ressourcen nach Bedürfnissen verteilt; Ausgleich wird über lange Zeit gesucht. Wenn die Ehe harmonisch verläuft, ist schließlich eine "Buchführung" in Analogie zu Bankgeschäften nicht mehr notwendig. In einer Liebesbeziehung, die bereits etabliert ist, sind die Partner nicht deshalb unglücklich, weil die Kosten-Nutzen-Konten nicht ausgeglichen sind. Im Gegenteil, meint LEVINGER (1979), wenn in der Ehe die Verteilung von Ressourcen zu aufmerksam verfolgt wird und Unausgeglichenheit beunruhigt, ist dies ein Signal für einen Qualitätsverlust der Beziehung.

Von langfristiger Kreditgarantie in glücklichen Beziehungen sprechen auch GOTTMAN, NOTARIUS, MARKMAN, BANK und YOPPI (1976). Den Befund, wonach glückliche Partner positives Verhalten nicht eher erwidern als unglückliche, führen sie auf die Wirkung eines Kreditprinzips in harmonischen Partnerschaften zurück.

Wenn Partner in engen Beziehungen einander Kredit einräumen, müssen sie auch "Buch führen" über Ein- und Ausgänge, um die Balance ihrer Austauschgeschäfte im Laufe der Zeit kontrollieren zu können. Nach HUESMANN und LEVINGER (1976) ist in Liebesbeziehungen eine Buchführung im Sinne von Bankgeschäften jedoch nicht notwendig. Das tiefe gegenseitige Vertrauen auf gemeinsame positive Erlebnisse erlaubt es, von einer Kontrolle der Kosten-Nutzen-Verteilungen abzulassen und nur hin und wieder zu überprüfen, wie ausgegogen das Verhältnis sein mag. Im Extremfall gegenseitigen Vertrauens können sich die Partner gänzlich darauf verlassen, daß der andere bestrebt ist zu geben und die intrinsischen Belohnungen die Kosten dafür aufwiegen, sodas extrinsische Rückzahlungen relativ unbedeutend werden.

Zusammenfassend wird angenommen, daß glückliche Ehepartner einander gefällig sind und "Rückzahlungen", wenn überhaupt, so im Laufe langer Zeiträume erwarten. Von Kreditgewährung kann kaum gesprochen werden. Ab und zu wird kontrolliert, inwieweit die Beziehung befriedigend ist. Wenn auffällige Unausgewogenheit besteht und die Eheharmonie gesunken ist, werden erhaltene und angebotene Ressourcen immer häufiger verglichen. Unausgewogenheit wird für kurze Zeit toleriert. Auf lange Sicht wird Balance angestrebt. In unglücklichen Ehen führen unausgewogene Forderungs- und Verbindlichkeitskonten zu Unbehagen. Ein Ausgleich wird kurzfristig angestrebt.

□ Anwendung von Bedürfnisregeln versus Equityprinzipien

Die Kritik der Austauschtheorien bezieht sich vor allem auf die von HOMANS (1974) postulierte und im folgenden weiterentwickelte Gerechtigkeitsregel, wonach jedes Mitglied proportional zu seinen Beiträgen entschädigt wird (Equityregel). In Liebesbeziehungen stören Equityregeln. Während in Geschäftsbeziehungen, in Beziehungen zwischen Fremden oder zwischen unglücklichen Eheleuten Annehmlichkeiten dann mit größerer Wahrscheinlichkeit bereit werden, wenn der Partner in der Vergangenheit Quelle positiver Erfahrungen war oder von ihm solche in Zukunft erwartet werden können, bieten gute Freunde und glückliche Partner einander spontan positive Ressourcen an. In harmonischen Familien werden Ressourcen nicht proportional zu den Beiträgen, sondern entsprechend den Bedürfnissen der einzelnen verteilt. Auch hat nicht jenes Mitglied den höchsten Status beziehungsweise höchsten Einfluß, das die meisten Ressourcen bereitstellt. Vielmehr belegen neuere Untersuchungen, daß glückliche Ehepartner eine Gleichverteilung von Status und Einfluß anstreben (SCHWINGER 1986). In überdauernden Liebesbeziehungen macht die Norm der Reziprozität der Verantwortung Platz, die verlangt, daß Ressourcen nach den Bedürfnissen der einzelnen verteilt werden. Weiters wird dem geliebten Partner im Gegensatz zum Freund alle mögliche Unterstützung gegeben, ohne daß sie verrechnet wird.

GATE, LLOYD und HENTON (1985) suchten nach den Gerechtigkeitsregeln, die in stabilen Beziehungen im Gegensatz zu instabilen das Interaktionsgeschehen steuern. Sie ließen von Student/innen deren gegenwärtige Liebesbeziehung beschreiben und trennten zwischen (a) equity-beziehungsweise inequity-orientierten Beziehungen und (b) zwischen Beziehungen, die Gleichverteilung oder Ungleichverteilung der Ressourcen praktizieren. Weiters (c) wurde danach gefragt, wie befriedigend die Beziehung im Bezug auf die sechs von FOA und FOA (1974) klassifizierten Ressourcen ist. Drei und sieben Monate nach Vorgabe des Fragebogens wurde nachgefragt, ob die Beziehung noch besteht. Von insgesamt 123 Partnerschaften bestanden nach drei Monaten noch 91; nach sieben Monaten wurden noch 53 Student/innen befragt, wovon 33 angaben noch mit dem/der Partner/in zusammen zu sein. Die Wahrscheinlichkeit, mit der eine Beziehung überdauerte, konnte weder aufgrund der Equity- noch Gleichheitsregel, wonach jeder Beteiligte gleichviel erhält, vorher-

tionen: Zum einen wurden ökonomische Austauschsituationen und zum anderen Freundschaftsbeziehungen realisiert. Eine Versuchsperson begann mit der Aufgabe: Sie mußte bestimmte Zahlen in einer Zahlenmatrix entweder mit rotem oder schwarzem Stift ankreuzen. Anschließend wurde der Partner aufgefordert, die Arbeit weiterzuführen. Er hatte die Wahl, entweder denselben Farbstift oder den anderen zu verwenden. Untersucht wurde, welche Farbe die zweite Versuchsperson benutzte. Tatsächlich verwendeten in der ökonomischen Beziehung wesentlich mehr als 50 % der Versuchspersonen den andersfarbigen Stift, um ihre Leistung von dem des anderen abzuheben; in der Freundschaftsbeziehung wurde überzufällig oft mit dem gleichfarbigen weitergearbeitet.

In einer weiteren Untersuchung über den Austausch von Gefälligkeiten in wirtschaflich orientierten und Freundschaftsbeziehungen bestätigten CLARK und MILLS (1979), daß in Wirtschaftsbeziehungen Rückzahlung erwartet und positiv vermerkt wird, während die Betonung von Forderungen und Verbindlichkeiten unter Freunden stört. Wieder bearbeiteten zwei Personen, eine Versuchsperson und ein Strohmann, in verschiedenen Räumen eine Aufgabe. Der Versuchsperson wurde erklärt, daß ihre Aufgabe leichter sei als die der instruierten Helferin. Für die richtige Lösung der Aufgabe sollte deshalb die Versuchsperson einen Punkt erhalten, die instruierte Helferin aber vier. Weiters hatte die Versuchsperson die Möglichkeit, ihrer Partnerin bei der Lösung der Aufgabe beihilflich zu sein. Sowohl die Versuchsperson als auch die instruierte Helferin lösten ihre Aufgabe und erhielten die versprochene Belohnung. In einer Versuchsbedingung bedankte sich der Strohmann für die Hilfe bei der Versuchsperson (keine Rückzahlung); in der zweiten Bedingung dankte er und trat für einen seiner Punkte ab (Rückzahlung). Die Beurteilung der Partnerin ergab schließlich, daß in Wirtschaftsbeziehungen jene instruierte Helferin positiver beurteilt wurde, die einen Punkt abgetreten hatte. In der Freundschaftsbedingung wurde die Partnerin für sympathischer befunden, die sich nur bedankt hatte. Genauso fielen auch die Ergebnisse in einer weiteren Studie aus, in welcher die Versuchsperson die schwierigere Aufgabe zu lösen hatte und der Strohmann für seine Hilfe einen Punkt verlangte oder nicht.

In einer Reihe weiterer Untersuchungen wurden diese Ergebnisse wieder gefunden. CLARK und WADELL (1985) stellten fest, daß vom Freund nicht erwartet wird, daß er eine Gefälligkeit anbietet, wenn er um etwas bittet, wohl aber vom Partner in Austauschbeziehungen. Personen, die einander geben, werden eher als Freunde wahrgenommen als Personen, die um eine Gefälligkeit bitten und sie dann erhalten oder eine Annehmlichkeit anbieten und gleichzeitig um eine bitten. Freunde sind umso hilfreicher, wenn der andere bedürftig ist. Zusammenfassend argumentieren CLARK und REIS (1988), daß Partner in Austauschsituationen und in unglücklichen Ehen einander an Forderungen und Verbindlichkeiten erinnern, prompt Rückzahlung ihrer Gefälligkeiten verlangen und Buch über Ein- und Ausgaben von Ressourcen führen. Unter Freunden und glücklichen Eheleuten bestehen andere Interaktionsregeln.

In einem Resümee ihrer Studien fassen MILLS und CLARK (1986) in sieben Sätzen die Situationen zusammen, die in Wirtschaftsbeziehungen als störend empfunden werden, und stellen diesen die Bedingungen gegenüber, die unter Freunden negative Folgen haben. In Austauschbeziehungen führen vor allem jene Situationen zu Konflikten, die eine Verletzung der Equityregeln bedeuten. Dies ist dann der Fall, wenn beispielsweise ein/e Akteur/in die Beiträge vom Partner unterschätzt, die eigenen überschätzt, die Kosten des anderen zu gering und die eigenen zu hoch einstuft. Unter Freunden können alle jene Austauschkonstellationen, die in Wirtschaftsbeziehungen als ausbeuterisch erlebt werden, ebenfalls störend empfunden werden. Hinzu kommt allerdings eine Reihe weiterer Bedingungen, die zu Unstimmigkeiten führen: Wenn ein Familienmitglied seine Bedürfnisse übertreibt, die Bedürfnisse der anderen unterschätzt, die eigenen Angebote zur Befriedigung der Bedürfnisse der anderen überschätzt, während die Angebote der anderen minder gewichtet werden, oder wenn ein Partner die tatsächliche Beziehungsintensität mißverstehet, steigt die Wahrscheinlichkeit, daß die Interaktionspartner die Beziehung als unausgewogen und daher als unbefriedigend erleben.

Während Partner in disharmonischen Ehen über ihre Forderungen und Verbindlichkeiten Buch führen und umgehend einen Ausgleich anstreben, orientieren sich Partner in glücklichen Ehen vor allem an den Bedürfnissen des anderen. Die Beziehung zwischen den einen wird unter die Prämisse gegenseitigen gewinnträchtigen Nehmens gestellt; die der anderen unter die Prämisse wechselseitigen Gebens.

Der Partner, der den anderen umsorgt, liebt ihn mehr als jener, der seiner bedarf. Sich Sorgen bedeutet Geben, während die Zusage, daß der andere benötigt wird, mit Nehmen parallel läuft. Glückliche Partner scheuen keine Kosten, um die Bedürfnisse des anderen zu befriedigen. Deshalb ist auch nicht die Differenz zwischen, sondern die Summe von Kosten und Annehmlichkeiten, die die Partner einander bereiten, ein Indikator für harmonische Interaktionen in der Familie.

1.6.4 Therapeutische Zugänge zur Familie

Die jahrzehntelangen Erfahrungen von Psychotherapeut/innen mit Problemen von Familien haben dazu geführt, daß in der Familienforschung auch jene Konzepte berücksichtigt werden, die aus der klinischen Arbeit stammen. Besonders erwähnenswert sind jene Beschreibungen von Familien, die von Familientherapeut/innen stammen, da diese besonders mit der direkten Beobachtung der familiären Interaktion befaßt sind. Die Familientherapie entwickelte sich in den 50er Jahren in den USA, dann zunächst ab den späten 60er Jahren auch in den deutschsprachigen Ländern. Familientherapie gehört heute zu den am häufigsten angebotenen Therapienformen.

1.6.4.1 Datenauswahl in der klinischen Beschreibung von Familien

Die Beschreibung von Familien im Rahmen therapeutischer Interventionen folgt einem praktischen Erkenntnisinteresse. Es geht in erster Linie um Merkmale, die in Zusammenhang mit Abweichungen im Sinne von Leidenszuständen, Problemen und Krankheiten wichtig sind. Der/Die Therapeut/in will wissen, welche Aspekte des Familienlebens verändert werden sollen, um Probleme oder Störungen in den Griff zu bekommen. Es geht also in der therapeutischen Beschreibung von Familien niemals um ein umfassendes Bild mit möglichst viel Information, sondern um hochgradige Selektion im Dienst von Veränderung. Welche Information als wichtig erachtet wird, variiert ganz erheblich, je nach der Zugehörigkeit des/r Therapeuten/in zu einer bestimmten Schulrichtung.

1.6.4.2 Schulen und Strömungen in der Familientherapie

In der Folge werden Beschreibungen dargestellt, die sich in den wichtigsten Schulen der Familientherapie entwickelt haben. Selbstverständlich haben alle therapeutischen Richtungen, auch jene, die vor allem einen individuumszentrierten Zugang haben, zu unserem Wissen über Familie und Familien beigetragen. Dies alles darzustellen, würde aber den Rahmen dieses Beitrages sprengen. In Anlehnung an LEVANT (1984; siehe auch REITER-THEIL 1988) sollen in der Folge vier grundlegende Modelle der Familientherapie in Hinblick auf ihr "Bild" der Familie beschrieben werden.

1.6.4.2.1 Das familienhistorische (psychoanalytische) Modell

Dieses Modell hat sich aus der Tiefenpsychologie heraus entwickelt, besonders aus der psychoanalytischen Theorie der Objektbeziehungen. Das Interesse der Therapeuten richtete sich zunächst auf die eheliche Dyade und auf die Kernfamilie. Das bekannteste Konzept zur Beschreibung partnerschaftlicher Interaktion unter Rückgriff auf tiefenpsychologische Erkenntnisse ist das Kollisionskonzept von WILLI (1975). Der Autor geht davon aus, daß es bestimmte Formen des unbewußten neurotischen Zusammenspiels von Partnern gibt, die der Bewältigung kindlicher Traumatisierungen dienen sollen. Die beiden Partner konstellieren eine in der Regel komplementäre Beziehungsstruktur, in der der eine in der regressiven, der andere in der progressiven Rolle versucht, das gemeinsame Grundproblem zu lösen. WILLI beschreibt vier kollusive Beziehungsmuster (REITER 1983):

a) Die "narzißtische Kollusion" ("Liebe als Einssein")

Das zentrale Thema dieser Kollusion besteht in der Frage, inwieweit Liebe die Selbstaufgabe der Partner erfordert bzw. inwieweit es möglich ist, "man selbst" zu bleiben. WILLI unterscheidet zwei Untergruppen:

aa) Die primärnarzißtische Beziehungsform, in der ein schizoide Partner gemeinsam mit einem komplementärnarzißtischen Partner ein kollusives Zusammenspiel organisiert.

Der narzisstische Partner wird als sozial gehemmte, sympatisch-schizoide Persönlichkeit beschrieben, die introvertiert, niemals festgelegt, immer mit offenem Fluchtweg den Partner nach dem Motto "Stille Wasser sind tief" zu einer idealisierend-symbiotischen Beziehung formen verführt.

ab) Die sekundärnarzisstische Kollusion, bei der der narzisstische Partner dem phallisch-exhibitionistischen Persönlichkeitstyp entspricht, der grandiose Ideen über sich hat und als dynamisch-selbstsicherer Erfolgstopf imponiert. Der Komplementärnarziß begnügt sich auch hier mit der Rolle des Bewunderers.

Beiden Untergruppen ist das labile Selbstwertgefühl und die ambivalente Sehnsucht nach Verschmelzung mit dem Liebesobjekt gemeinsam. Das Bild des Komplementärnarziß ist für beide Untergruppen ähnlich: altruistisch, sozial nicht so gut ankommen, eher bescheiden, anspruchlos und anpassungsbereit. Der dominierende Abwehrmechanismus des Komplementärnarziß ist jener der Identifikation mit dem Ideal-Selbst des Partners. Beide Partner weisen die gleiche Grundstörung auf, lediglich die Abwehrform ist verschieden: Beide leiden an einem schlecht konfigurierten, in seiner Abgrenzung gefährdeten und als minderwertig empfundenen Selbst. Der Umschlag von einer als befriedigend, weil einander ergänzenden Beziehung zum Partnerkonflikt erfolgt einerseits durch die überstarke Festlegung des Narziß auf ein Idealbild durch den Partner, andererseits durch die Rücksichtslosigkeit, Beziehungslosigkeit und den Egoismus des Narziß gegenüber dem Partner.

b) Die "orale Kollusion" ("Liebe als Einander-Umsorgen")

Die alles dominierenden Themen dieser Beziehungstypen sind Geben, Nehmen, Pflegen, Nähren und die Sorge um den anderen. Ein Partner profiliert sich in der Rolle des niemals erlahnenden Pflegers, der andere bezieht seine Macht aus einem hohen Maß an erhaltener Zuwendung. Der Umschlag von einem Stadium der Zufriedenheit mit der komplementären, Bedürfnisbefriedigenden Phase in das Stadium des Konfliktes erfolgt schließlich, weil die "Mutter" erschöpft ist und das "Kind" immer unerträglicher wird.

c) Die "anal-sadistische Kollusion" ("Liebe als Einander-ganz-Gehören")

Dieses verbreitete und nach der gegenwärtig herrschenden Auffassung typische Muster einer schlechten Ehe ("Streitehe") thematisiert WILLI in drastischer Form um die zentralen Werte der bürgerlichen Kultur, nämlich Pünktlichkeit, Sparsamkeit, Fleiß, Sauberkeit und Ordnungsliebe. Bei dieser Form der Kollusion geht es um die Frage der Autonomie, jedoch in anderer Ausprägung als in der narzisstischen Ehe. Die Strategien beider Partner bestehen in einer wechselseitigen Kontrolle, wobei das Ziel die Unterwerfung des anderen durch offene Machtstrategien bzw. die Verhinderung durch subtiles Unterlaufen der Kontrolle bei scheinbarer Unterwerfung ist. Die Autonomie-Heteronomie-Problematik entspricht der traditionellen Auffassung eines Machtkampfes mit der Forderung nach Unterwerfung, Gefolgschaft und Einhaltung moralischer Standards. Die gemeinsam geteilten ambivalenten Themen der Partner drücken sich in den Gegensätzen: Aktivität gegen Passivität, Selbstkontrolle gegen Fremdkontrolle, Eigensinn gegen Nachgiebigkeit, Sadismus gegen Masochismus aus. Der Übergang in das Stadium des Konfliktes ergibt sich aus der Schwierigkeit, die verdrängten Anteile der Ambivalenz weitgehend oder vollständig unter Kontrolle zu bringen, sodaß schließlich der "Herrscher" seine offene Kontrolle verschärfen muß, während sich der "Untergebene" (von WILLI als passiv-analer Charakter gekennzeichnet) durch scheinbare Willenlosigkeit auf paradoxe Weise der Kontrolle zu entziehen versucht. Das fortgesetzte Streben nach Macht dient der Abwehr von Ohnmachtsgefühlen und der Angst vor einem Nachgeben gegenüber passiven Tendenzen.

d) Die "phallisch-ödpale Kollusion" ("Liebe als männliche Bestätigung")

Da dieser Typ am stärksten die psychosoziale Geschlechterrollenproblematik berührt, ist er stets mit gesellschaftlichen Veränderungsprozessen in Zusammenhang gebracht worden. Diese Form der Beziehungsstörung kann als kollusive Rivalität um die männliche Rolle gesehen werden. Die phallische Kollusion ist eine Fehlhaltung bezüglich der Geschlechterrolle, die sich bei der Frau in einer Scheinweiblichkeit und Unterdrückung ihrer Aktivität, Vitalität und ihrer Initiative und beim männlichen Partner in einer Scheinmännlichkeit bei einer Unterdrückung passiv-weiblicher Tendenzen manifestiert. Da das gesellschaftliche Rollenbild der Frau teilweise noch auf Schwäche, Passivität, Anlehnungsbedürftigkeit und Hilflosigkeit ausgerichtet ist, führt eine Rollenkehr in der Beziehung zu gesellschaftlicher Ablehnung, da sie die Vormachtstellung der Männer gefährdet. Das Neurotische liegt nach

WILLI nicht in der Tatsache, daß Frauen aktiv sein wollen, sondern in der Verdrängung dieser Tendenzen. Der Umschlag vom befriedigenden Stadium der Beziehung zum Konflikt erfolgt durch das "kastrierende" Verhalten der Frau, die nicht länger in der Lage ist, ihre aktiven Tendenzen unter Kontrolle zu halten, und durch die "Impotenz" des Mannes, bei dem passiv-weibliche Tendenzen zum Durchbruch kommen. Gerade an diesem Typ einer Beziehungsstörung kann gezeigt werden, wie gesellschaftliche Vorstellungen über das Verhalten von Frauen und Männern bis hinein in die Intimbeziehungen wirken. Die gegenwärtige Veränderung der Rollenbilder hat dementsprechend auch Auswirkungen auf diesen Typus von Störung. Man kann annehmen, daß mit der zunehmenden Akzeptanz von Aktivität bei Frauen und passiven Tendenzen bei Männern dieser Störungstyp weitgehend verschwindet.

Das Kollisionskonzept in der Ausformulierung durch WILLI integriert eine Fülle von Erkenntnissen, die sowohl innerhalb der psychoanalytischen Tradition als auch von anderen Schulen erarbeitet wurden. Obwohl der Schwerpunkt auf der psychoanalytischen Partnerwahlhypothese liegt, wird durch die Einbeziehung kommunikationstheoretischer und struktureller Komponenten ein umfassendes Modell geschaffen, das für viele Paar- und Familientherapeut/innen hilfreich ist.

Der psychoanalytische Zugang zur Familie blieb aber nicht auf die Paarbeziehung begrenzt. RICHTER (1970) hat eine Typologie von Störungen familiären Zusammenlebens entwickelt, das seinen Ausgang ebenfalls in psychoanalytischen Konzepten nahm. Er beschreibt, daß Familien zur Konfliktentlastung ein Mitglied als "Fall" (Patient) organisieren können, daß sich aber auch die Familie als Ganzes unter dem Druck eines unbewältigten Konfliktes verändern kann. Solche Veränderungen hat RICHTER anhand von drei Typen beschrieben. Jeder Typ hat ein Leitmotiv. Die "angstneurotische Familie" ist durch die gemeinsame Abwehr von angstauslösenden Reizen gekennzeichnet. Dies führt zu einem unnatürlichen Schonklima in der Familie, weshalb dieser Typ auch treffend als "Sanatorium" bezeichnet wurde. Die ganze Familie entwickelt einen krankheitsähnlichen Lebensstil und findet schließlich kaum mehr aus dieser Einengung heraus. Einen weiteren Typ nennt RICHTER die "paranoide Familie", die durch gemeinsame Konfliktabwehr im Sinne systematisierter Überwertiger Ideen beschrieben wird. Die Realität wird umgedeutet und uminterpretiert, und es entsteht eine feindselige Einstellung gegenüber der außerfamiliären Umwelt. Die Bezeichnung "Festung" ist eine angemessene Beschreibung solcher Familien. Den letzten Typ nennt RICHTER die "hysterische Familie", die durch auffallendes Agieren versucht, mit Problemen fertig zu werden. Die plastische Bezeichnung "Theater" beschreibt einen familiären Lebensstil, der der Gefahr depressiver Episoden entgegenwirken soll.

Diese Typen stellen natürlich Prägnanztypen dar, die in der Realität in reiner Form selten vorkommen. In der Regel findet man Mischtypen, die den einen oder anderen Aspekt besonders ausgeprägt haben.

Ihren Namen verdankt die familienhistorische Strömung aber der Befassung mit der Geschlechterperspektive über mehrere Generationen hinweg. Im Sinne der Mehrgenerationenperspektive wird dargestellt, wie Einstellungs- und Verhaltensmuster unbewußt weitergegeben werden, wodurch sich Probleme ergeben können, wenn die Bindungen an frühere Generationen (so der Titel eines Buches von I. BOSZORMENYI-NAGY 1979) bewußt zu machen und sie dadurch der Aufhebung zugänglich zu machen. Am bekanntesten im deutschsprachigen Raum wurde das Werk von Helm STIERLIN, der von "Delegation" spricht und damit meint, daß Eltern ihren Kindern (unbewußt) Aufträge geben, die diese dann überfordern können, vor allem dann, wenn sich die Delegationen bei Eltern widersprechen (STIERLIN 1978). SPERLING und Mitarbeiter/innen (1982) haben die Mehrgenerationenperspektive auf eine Reihe konkreter klinischer Fragestellungen angewandt.

1.6.4.2.2 Das Struktur-Prozeß-Modell

Unter diesem Überbegriff lassen sich mehrere Schulen zusammenfassen, denen es im wesentlichen darauf ankommt, den familiären Prozeß oder die familiäre Struktur zu beschreiben. Die Vergangenheit (im Sinne der Familiengeschichte) spielt hier eine untergeordnete Rolle.

a) Kommunikationstheoretische Ansätze

Die Forschungen zu diesem Thema gehen im wesentlichen auf die von Gregory BATESON gegründete Palo-Alto-Gruppe zurück. Die Mitglieder dieser Gruppe vertraten die Ansicht, daß gestörte familiäre Kommunikationsmuster die Ursache für verschiedenste Formen von

Störungen bis hin zu Psychosen sein können. Am bekanntesten wurde die sogenannte "Double-bind-Hypothese" (deutsch am besten als "Beziehungsfalle" übersetzt). Die Hypothese besagt, daß ein Familienmitglied dann "verrückt" (psychotisch) wird, wenn drei Komponenten der Kommunikationsstörung zusammenkommen:

- aa) Der Empfänger ist Adressat einander widersprechender Botschaften ("tue dies und tue gleichzeitig das Gegenteil!").
- ab) Der Empfänger ist in einer abhängigen Position (z. B. ein Kind oder ein jugendlicher).
- ac) Es findet keine Auflösung der Problematik durch Meta-Kommunikation (= Kommunikation über Kommunikation) statt.

Als Theorie zur Erklärung von psychischen Störungen ist die Double-bind-Hypothese heute zugunsten komplexerer Modelle, welche die Vulnerabilität des Betroffenen miteinbeziehen, verlassen worden. Sie bleibt aber als Modell für die anschauliche Beschreibung einer Störung der familiären Kommunikation von Wert. WATZLAWICK, BEAVIN und JACKSON haben in dem bekannten Buch "Menschliche Kommunikation" (1978) zahlreiche anschauliche Beispiele von Kommunikationsstörungen gegeben (z. B. Paradoxien), die zu Symptomen führen können. Kommunikationstherapeuten/innen versuchen in der Therapie mit Paaren oder Familien, die gestörten familiären Kommunikationsmuster aufzulösen und durch klare Kommunikation zu ersetzen (siehe dazu 2.12.4).

b) Der strukturelle Ansatz von S. MINUCHIN

MINUCHIN (1978) geht davon aus, daß immer dann Probleme in Familien auftreten, wenn die Struktur der Familie gestört ist. Unter Struktur versteht MINUCHIN vor allem die Grenzen zwischen den familiären Systemen (z. B. Eltern-Subsystem, Geschwister-Subsystem). Wenn diese zu durchlässig oder zu rigid sind, kommt es zu Problemen. Vor allem die Überschreitung der Generationengrenze ist in der Regel Ausdruck eines ungelösten Konfliktes zwischen den Eltern. Ein Elternteil verbündet sich mit einem oder mehreren Kindern gegen den anderen Elternteil und bildet ein Generationsgrenzen überschreitendes Dreieck. Diesen Vorgang nennt MINUCHIN "Triangulierung". Die Aufgabe des/r Therapeuten/in, der/die in diesem Modell arbeitet, besteht vor allem in der Wiederherstellung der Generationengrenzen und der Lösung des Elternkonfliktes.

Ausgehend vom Konzept der "Verstickung" nach MINUCHIN, aber unter Einbeziehung zahlreicher Konzepte anderer Autor/innen haben OLSON und Mitarbeiter (OLSON, SPRENKLE und RUSSELL 1979) eine für die Therapie und Forschung gleichermaßen wichtige Typologie entwickelt, die von zwei grundlegenden Dimensionen ausgeht:

ba) KOHÄSION wird als das Ausmaß der emotionalen Bindungen der Familienmitglieder aneinander definiert. Bei hoher Kohäsion besteht eine ausgeprägte Überidentifikation der Mitglieder mit der Familie, was sich in einer intensiven emotionalen, intellektuellen und physischen Nähe der Familienmitglieder zeigt. Der Gegenpol wird durch zu geringes Interesse der Familienmitglieder aneinander gekennzeichnet. Als ideal sehen die Autor/innen ein mittleres Maß an Bindung an, das dem einzelnen Familienmitglied ausreichend Autonomie ermöglicht.

bb) ADAPTATIONSFÄHIGKEIT wird als die Fähigkeit einer Familie definiert, Rollenbeziehungen, Regeln und Machtstrukturen entsprechend den entwicklungsbedingten und situationalen Belastungen zu modifizieren. Es wird davon ausgegangen, daß ein adaptives Familiensystem eine dynamische Balance zwischen Stabilität (Homöostase) und Veränderung (Morphenese) findet.

OLSON und Mitarbeiter gehen davon aus, daß im Laufe der Familiengeschichte Veränderungen entlang beider Dimensionen eintreten können, je nach den Erfordernissen der Situation. Die von dem Autor entwickelten Fragebogen und klinischen Einschätzungsskalen wurden weltweit in zahlreichen Untersuchungen verwendet und haben ihre klinische Nützlichkeit unter Beweis gestellt (KLIMEK 1984).

c) Verhaltenstherapeutische Ansätze

Zahlreiche Verhaltenstherapeuten/innen haben sich unter Verwendung der aus der Lerntheorie und der Verhaltenstherapie kommenden Methoden mit der Behandlung von Paaren und Familien befaßt. Als besonders effektiv haben sich die "psychoedukativen" Ansätze in der Schizophrenie-Therapie erwiesen (HAHLWEG, DOSE, FEINSTEIN, MÜLLER und BREMER

1989). Aber auch in der Paartherapie wurden neue Wege gegangen, wie etwa das "Reziprozitätsmodell" zeigt.

1.6.4.2.3 Das Begegnungsmodell

Unter diesem Begriff faßt LEVANT (1984) die aus der humanistischen Tradition kommenden familientherapeutischen Modelle zusammen. Die bedeutendste Gründerpersönlichkeit dieser Strömung war Virginia SATIR. Wichtig für die Mitglieder dieser Richtung ist die authentische (wahrhaftige, offene) Kommunikation der Familienmitglieder und die Respektierung des Selbstwertes der anderen.

1.6.4.2.4 Systemische Familientherapie

In den letzten Jahren hat eine Strömung der Familientherapie stark an Boden gewonnen, die sich als "systemische (Familien-)Therapie" bezeichnet. Unter Rückgriff auf Konzepte der Systemwissenschaften wurde versucht, die Familie als "System" zu beschreiben, das heißt, das Zusammenwirken der "Teile" (der Familienmitglieder) zu einem "Ganzen" (der Familie) zu erhalten. Es geht vor allem um Rückkopplungsprozesse, die Gleichgewichtszustände aufrechterhalten. Die Kybernetik als Wissenschaft von den Steuerungsprozessen hat hier wesentlichen Einfluß auf die Modellbildung genommen. Die Untersuchung von Partnerschaften, Ehen und Familien als Systeme (oder als gesellschaftliche Subsysteme) verschiebt den Schwerpunkt der Betrachtung – mehr als dies die Weiterentwicklungen der psychodynamischen Theorien ermöglichten – von den Eigenschaften der am System beteiligten Personen auf die Wechselbeziehungen und Interaktionen zwischen ihnen. Wie die Vertreter/innen dieser auf der allgemeinen Systemtheorie fußenden Betrachtungsweise hervorheben, wird erst dadurch die monadische Sicht des Individuums überwunden. Systeme wurden, einer Definition von HALL und FAGEN folgend, als definiert durch ihre Teile und die Beziehungen zwischen diesen Teilen aufgefaßt. Dies bedeutet, daß sich das Hauptaugenmerk nun auf die unmittelbar beobachtbaren Aspekte kommunikativen Verhaltens richtete. Angeregt durch systemtheoretische Untersuchungen führte JACKSON das Konzept der Homöostase in die Familientherapie ein. Die Familienhomöostase soll beschreiben, daß es in gestörten Familien mit Symptomträger/innen oft zu drastischen Verschlechterungen im Befinden der übrigen Familienmitglieder kommt, wenn im Verlauf einer Behandlung der Zustand des "Primärpatienten" gebessert wird. Die homöostatischen Mechanismen des Familiensystems tendieren dazu, den gespannten Zustand des Familiensystems durch Organisation eines Familienmitgliedes als Patient zu entlasten. Gegen diese Auffassung wurde jedoch kritisch eingewandt, daß man sich zu sehr mit den beherrschenden Kräften in gestörten Familien befassen würde und den auf Veränderung gerichteten Kräften zu wenig Aufmerksamkeit widme. Im Sinne der Systemtheorie bedeutet dies, daß die Familie ein "ultrastabiles System" sei, das in der Lage ist, Schwierigkeiten auf einem neuen Niveau zu bewältigen. Im Sinne der System-Umwelt-Beziehung hat man auch die Einbettung der Familie in den gesellschaftlichen Kontext beschrieben und sich Gedanken über Fragen der familiären Autonomie (z. B. bei der Erziehung der Kinder) gemacht.

In der Systemwissenschaft selbst kam es zu Veränderungen der grundlegenden Annahmen (von LUHMANN 1984 als Paradigmenwechsel der Systemtheorie beschrieben), die sich auch auf das Verständnis von Familie auswirkten. Man ging nun vom hierarchischen Denken der frühen Systemtheorie ab, welches oft das "Ganze" über die "Teile" gestellt hatte, und faßt nun psychische Systeme (Bewußtsein) und soziale Systeme (Kommunikation) als autopoietische, selbstreferentielle Systeme auf und meint damit, daß sich solche Systeme entsprechend ihrer inneren Struktur verhalten und nicht von außen zielgerichtet verändert werden können. Die Grundidee der "Autopoiese" geht auf H. MATURANA und F. VARELA zurück. Sie wurde von LUHMANN (1984) auf psychische und soziale Systeme übertragen. Die Idee der Autopoiese hat dazu beigetragen, daß Therapeuten/innen heute in der Familie ein System sehen, das sich "selbst organisiert" und das entsprechend seinen inneren Strukturgesetzmäßigkeiten handelt. Therapeuten/innen, die sich der Idee der Autopoiese/Selbstreferenz verpflichtet fühlen, sind von direkten Interventionen abgegangen und bevorzugen indirekte Methoden, die der Familie Anregungen zur Verfügung stellen. An anderer Stelle wurde dieser Übergang in den grundlegenden Auffassungen über das Wesen von Therapie als Wechsel vom Kontrollmodell zum Autonomiemodell beschrieben (REITER und STEINER 1986). Die Tragweite dieser Veränderung der Therapie wird gegenwärtig empirisch erforscht.

Jede der dargestellten Strömungen hat ein von den anderen oft deutlich verschiedenes Modell von Familie und von pathologierzeugenden Abweichungen. So stehen die Grundannahmen des familienhistorischen Modells in der Tradition der Tiefenpsychologie, die ja unbewußte

Prozesse als wichtige Determinanten menschlichen Verhaltens und Erlebens begriff. Im Struktur/Prozess-Modell geht es in der Regel um direkt beobachtbares Verhalten und im Falle des strukturalistischen Ansatzes auch um einen direkten Bezug zu familiensoziologischen Familienvorstellungen. Das Begegnungsmodell betont entsprechend der humanistischen Tradition den Wert authentischer zwischenmenschlicher Begegnung. Die systemische Familientherapie hat in den letzten Jahren tiefgreifende Veränderungen durchlaufen, die ganz wesentlich vom beschriebenen Paradigmenwechsel in den Systemwissenschaften beeinflusst wurden. Keiner der vorgestellten Modelle (die Aufzählung ist nicht vollständig) kann den Anspruch erheben, alle Aspekte des familiären Lebens zu erfassen.

Die neuen Entwicklungen in der Familientherapie gehen zunehmend weg von der Untersuchung von "Pathologie" in den Familien und wenden sich den Ressourcen der Familie zu. Es wird nun nicht mehr in erster Linie gefragt: "Was ist falsch (krank) in der Familie?", sondern: "Wo liegen die Stärken der Familie?" Aufgabe des/der Therapeuten/in ist es nun, die Stärken der Familie für eine Veränderung zu nutzen. Es gibt bereits eine Reihe von klinischen Verfahren, die dieser Richtung zuzurechnen sind (vor allem die Arbeiten von DE SHAZER 1988; GOOLISHIAN und ANDERSON 1988). Die Forschung hint, wie so oft, hier noch deutlich nach. Zu entwickeln wären Forschungsinstrumente, die die jeweiligen Ressourcen der Familie sichtbar machen, sowie Untersuchungen, wie die Stärken der Familie am besten therapeutisch genutzt werden könnten. Diese neue Entwicklung in der Familientherapie hat zudem den großen Vorteil, daß niemandem Schuldgefühle gemacht werden, wenn in der Familie Schwierigkeiten auftreten. Die Familientherapie ist in der Vergangenheit oft kritisiert worden, weil sie Eltern dafür verantwortlich gemacht hat, wenn in einer Familie Kinder psychisch erkrankten. Dieses Stadium der Entwicklung ist jetzt weitgehend überwunden.

Schließlich ist noch darzustellen, daß im Verlauf der Entwicklung der Familientherapie/systemischen Therapie zunehmend erkannt wurde, daß die Familie in intensiver Wechselwirkung mit ihrer Umwelt steht und kein autarkes System ist. Familientherapeut/innen/systemische Therapeut/innen gingen dazu über, die Wechselwirkungen zwischen Familie und Umwelt zu studieren und die Ergebnisse in die Therapie einzubringen. So haben REITER und Mitarbeiter/innen (REITER et al., 1988) einen Sammelband herausgegeben, der den bezeichneten Titel "Von der Familientherapie zur systemischen Perspektive" trägt und der Frage der komplexen Wechselwirkungen verschiedener gesellschaftlicher Subsysteme nachgeht (zum Thema Familie und Arbeitswelt siehe das Kapitel 2.2 im vorliegenden Band). Damit ist auch das Stadium der abschließlichen Fixierung auf den Binnenraum der Familie, das zurecht als "Famillismus" bezeichnet wurde, weitgehend beendet.

1.6.5 Die Familie als Selbsthilfegruppe

Abschließend soll noch eine Auffassung der Familie dargestellt werden, die in letzter Zeit besonders von den Krisenforschern betont wird und die zur neueren Entwicklung in der Familientherapie paßt. Die Familie kann als eine Art "natürliche Selbsthilfegruppe" aufgefaßt werden. Es gehört zum Wesentlichen in der Familie, daß die Mitglieder einander helfen. CAPLAN (1976) hat in diesem Zusammenhang folgende Funktionen der Familie beschrieben, die sie zu einem wesentlichen Hilffsystem für ihre Mitglieder machen:

- Die Familie als Sammler und Verteiler von Informationen
- Die Bedeutung der Information für die Bewältigung des täglichen Lebens ist oft – vor allem in der Psychotherapie klassischer Prägung – unterschätzt worden. In der Familie kann je von den Erfahrungen und vom Wissen des anderen profitieren. In einer Zeit raschen Wandels werden auch – anders als in früheren Gesellschaften – die Erfahrungen der jüngeren Generation für die Älteren wichtig.
- Die Familie als feed-back-System
- In der Familie können Menschen rascher erfahren, was andere über sie denken, als in einer von Rationalität und Anonymität geprägten Umwelt. Die Mitteilungen sind in der Regel gut verständlich, da die Familienmitglieder eine lange gemeinsame Geschichte haben.
- Die Familie als Quelle von Weltanschauung und Sinngebung
- Die Familie liefert dem einzelnen ein Überzeugungs- und Wertesystem zu seiner Orientierung. Dies kann in einer Zeit, in der allgemein eine zunehmende Orientierungslosigkeit be-

klagt wird, nicht hoch genug eingeschätzt werden. Die Familie hilft ihren Mitgliedern, indem sie ihnen gleichsam eine Landkarte und einen Kompaß zur Verfügung stellt und sie mit Zielen und Aufträgen versieht. In diesem Zusammenhang kann auch die Beziehung zwischen Familie und Religion gesehen werden. Die meisten religiösen Bräuche beziehen sich auf Ereignisse im Familienzyklus. Religion ist nach CAPLAN (1976) nach wie vor die wichtigste Einrichtung, die sich mit der Familie als Ganzem befaßt. Die Familie kann sich in Gemeinschaft mit anderen erleben, die ähnliche religiöse Überzeugungen haben. Der Autor schreibt: "Jahrelange Krisenforschung hat mir anhand vieler Beispiele gezeigt, daß Personen, die in Übereinstimmung zu familiären und religiösen Werten stehen, gegenüber Nonkonformisten, Rebellen und Areligiösen Vorteile haben. Ausnahmen sind jene Rebellen, die ihre Stärke durch die Ideologie einer sozialen oder politischen Bewegung erhalten, sogar dann, wenn diese antifamiliär oder antireligiös ist." (op. cit. S. 24)

- Die Familie als Ort von Identität
- In krisenhaften Situationen, aber auch bei Entfremdungserlebnissen und Unauthentizität im Beruf und anderen außerfamiliären Aktivitäten sieht CAPLAN eine Gefahr für die Identität des einzelnen. Hier kann die Familie Schutzfunktionen übernehmen.
- Die Familie als Hilfe beim Problemlösen
- Die Familie ermuntert in der Regel zur freien Äußerung von Schwierigkeiten und teilt damit das Problem des einzelnen Mitglieders. So können Fähigkeiten und Talente der Familie mobilisiert werden, und es kann Rat in Übereinstimmung mit der Familientradition und den Familienwerten gegeben werden. Die Familie kann sich auch gemeinsam an verschiedene Hilfsrichtungen wenden, wenn Schwierigkeiten auftreten. Die Auffassung mancher, daß man in eine Definition der modernen (besser: postmodernen) Familie schon das Helfersystem einschließen sollte, kommt mir überzogen vor, wenigstens, wie im Kapitel über Familienberatung zu zeigen sein wird, Beratung eine weit größere Bedeutung innehat als früher.
- Die Familie als Ort der Erholung und Wiederherstellung

Nach der Auffassung von CAPLAN und anderer hat jedes Familienmitglied die Möglichkeit, in der Privatheit der Familie "es selbst zu sein". Es kann sich entspannen, weil die Sicherheit besteht, daß man wegen eines Fehlers nicht verstoßen wird. Jeder in der Familie kann sich verstanden fühlen und sich als einmalig erleben (als "Selbst").

- Die Familie als Referenzgruppe und Ort der Kontrolle

Weil der einzelne von seiner Familie so gut gekannt wird, ist Beurteilung und Bewertung seitens der anderen Mitglieder für ihn so wichtig. Die Bewertungen sind außerdem in der Regel mit Belohnungen bzw. deren Entzug verbunden, so daß die Familie über den einzelnen auch Kontrolle ausüben kann.

- Der Beitrag der Familie zur emotionalen Stabilität

Bei Gefühlen von Angst, Trauer, Ärger etc. kann die Familie helfen, das gefährdete Gleichgewicht eines Mitglieders zu stabilisieren. Besonders die Bewältigung von Verlust ("Trauerarbeit") ist in der Familientherapie stark betont worden, da sich gezeigt hat, daß "blockierte familiäre Trauer" zu Störungen führen kann, deren Zusammenhang mit dem Verlust zunächst oft nicht erkannt wird.

Dieses hier dargestellte Potential an "Selbsthilfe" kann die Familie nur dann voll ausschöpfen, wenn sie nicht durch Konflikte zwischen den Mitgliedern zu sehr blockiert ist. Eine besondere Steigerung der Möglichkeiten können Familien dann erreichen, wenn sie sich mit anderen Familien dort zusammenschließen, wo es gilt, besondere Schwierigkeiten (z. B. schwere chronische Krankheit) zu bewältigen. Die moderne *Selbsthilfebewegung* hat daher zu Recht immer wieder auf dieses Potential zurückgegriffen.

1.6.6 Schluß

Am Ende des Kapitels soll noch einmal hervorgehoben werden, daß aus der Fülle von Theorien über familiäre Interaktionen nur einige wenige dargestellt werden konnten. Die Auswahl sollte jedoch deutlich machen, daß es ein einziges wissenschaftliches Bild der Familie nicht geben kann. Die jeweils hervorgehobenen Variablen sind beeinflusst durch das Erkenntnis-

Interesse der Forscher und Forscherinnen. Gleichzeitig spiegelt die Auswahl auch den jeweils historischen Stand der Auffassungen über die Familie wider.

L I T E R A T U R

- BALES, R. F.** (1950): Interaction Process Analysis: A Method for the Study of Small Groups. Cambridge: Addison-Wesley.
- BLAU, P.** (1964): Exchange and Power in Social Life. New York: Wiley.
- BOSZORMENY-NAGY, I.** (1979): Unsichtbare Bindungen. Stuttgart: Klett-Cotta.
- BURNS, T.** 1973. A structural theory of social exchange. Acta Sociologica, 16, 188-208.
- CAPLAN, G.** (1976): The Family as Support System. In: G. CAPLAN & M. KILLILEA (eds.): Support Systems and Mutual Help. Grune & Stratton, New York, S. 19-36.
- CATE, R. M., LLOYD, S. A. & HENTON, J. M.** (1985): The effect of equity, equality, and reward level on the stability of students' premarital relationships. Journal of Social Psychology, 125, 715-721.
- CLARK, M. S. & MILLS, J.** (1979): Interpersonal Attraction in exchange and communal relationships. Journal of Personality and Social Psychology, 37, 12-24.
- CLARK, M. S. & REIS, H. T.** (1988): Interpersonal processes in close relationships. Annual Review of Psychology, 39, 609-672.
- CLARK, M. S. & WADDELL, B.** (1985): Perceptions of exploitation in communal and exchange relationships. Journal of Social and Personal Relationships, 2, 403-418.
- CLARK, M. S.** (1984).
- FOA, U. G. & FOA, E. B.** (1974): Societal Structures of the Mind. Springfield: Thomas.
- GOFFMAN, E.** (1981): Strategische Interaktion. München: Hanser.
- GOOLISHIAN, H. A. & ANDERSON, H.** (1988): Menschliche Systeme. Vor welche Probleme sie uns stellen und wie wir mit ihnen arbeiten. In: L. REITER, E. J. BRUNNER & S. REITER-THEIL (eds.): Von der Familientherapie zur systemischen Perspektive (S. 189-216). Heidelberg: Springer.
- GOTTMAN, J. M.** (1979): Marital Interactions: Experimental Investigations. New York: Academic Press.
- GOTTMAN, J., NOTARIUS, C., MARKMANN, H., BANK, S. & YOPPI, B.** (1976): Behavior exchange theory and marital decision making. Journal of Personality and Social Psychology, 34, 14-23.
- GOULDNER, A. W.** (1960): The norm of reciprocity: A preliminary statement. American Sociological Review, 25, 161-178.
- HAHLWEG, K., DOSE, M., FEINSTEIN, E., MÜLLER, U. & BREMER, D.** (1989): Rückfallprophylaxe für schizophrene Patienten durch psychoedukative Familienbetreuung. System Familie, 2, 145-156.
- HARRÉ, R.** (1979): Social Being. A Theory for Social Psychology. Oxford: Blackwell.
- HATFIELD, E., UTNE, M. K. & TRAUPEMAN, J.** (1979): Equity theory and intimate relationships. In: R. L. BURGESS & T. L. HUSTON (eds.): Social Exchange in Developing Relationships. New York: Academic Press.
- HOMANS, G. C.** (1974): Social Behavior - Its Elementary Forms. New York: Harcourt, Brace & Jovanovich.
- HUESMANN, L. R. & LEVINGER, G.** (1976): Incremental exchange theory: A formal model for progression in dyadic social interaction. In: L. Berkowitz (ed.): Advances in Experimental Social Psychology, Vol. 9. New York: Academic Press.
- HUSTON, T. L. & ROBINS, E.** (1982): Conceptual and methodological issues in studying close relationships. Journal of Marriage and the Family, 43, 901-925.
- HUSTON, T. L.** (1983): Power. In: H. H. KELLEY, E. BERSCHHEID, A. CHRISTENSEN, J. H. HARVEY, T. L. HUSTON, G. LEVINGER, E. MCCLINTOCK, L. A. PEPLAU & D. R. PETERSON (eds.): Close Relationships. San Francisco: Freeman.
- KELLEY, H. H. & THIBAUT, J. W.** (1978): Interpersonal Relations. New York: Wiley.
- KIRCHLER, E. & WAGNER, W.** (1987): Marital satisfaction and conflict in purchasing decisions. Social Behavior, 2, 99-104.
- KLIMEK, S.** (1986): Die Untersuchung der Wirksamkeit systemischer Familientherapie mit dem "Circumplex Model of Marital and Family Systems" von D. H. OLSON. Psychologische Dissertation. Wien.
- LEIK, R. K. & LEIK, S. A.** (1977): Transition to interpersonal commitment. In: R. L. HAMBLEN & J. H. KUNKEL (eds.): Behavior Theory in Sociology. New Brunswick: Transaction Books.
- LEVANT, R. F.** (1984): Family therapy. A comprehensive overview. New York: Englewood Cliffs.
- LEVINGER, G.** (1979): A social exchange view on the dissolution of pair relationships. In: R. L. BURGESS & T. L. HUSTON (eds.): Social Exchange in Developing Relationships. New York: Academic Press.
- LUHMANN, N.** (1984): Soziale Systeme. Frankfurt: Suhrkamp.
- LUJANSKY, H. & MIKULA, G.** (1983): Can equity theory explain the quality and the stability of romantic relationships? British Journal of Social Psychology, 22, 101-112.
- MACCOBY, E. E.** (1986): The parent child relationship: An analysis of influence process. Paper presented at the 3rd International Conference on Personal Relationships. Herzlia, Israel.
- MCCELLEND, D. C.** (1986): Some reflections on the two psychologies of love. Journal of Personality, 54, 334-353.

- MCCLINTOCK, E.** (1983): Interaction. In: H. H. KELLEY, E. BERSCHHEID, A. CHRISTENSEN, J. H. HARVEY, T. L. HUSTON, G. LEVINGER, E. MCCLINTOCK, L. A. PEPLAU & D. R. PETERSON (eds.): Close Relationships. New York: Freeman.
- MILLS, J. & CLARK, M. S.** (1986): Communications that should lead to perceived exploitation in communal and exchange relationships. Journal of Social and Clinical Psychology, 4, 225-234.
- MINUCHIN, S.** 1978. Familie und Familientherapie. Freiburg: Lambertus.
- MURSTEIN, B. I., CERRETO, M. & MACDONALD, M. G.** (1977): A theory and investigation of the effect of exchange-orientation on marriage and friendship. Journal of Marriage and the Family, 39, 543-548.
- NYE, F. I.** 1979. Choice, exchange, and the family. In: W. R. BURR, R. HILL, F. I. NYE & I. L. REISS (eds.): Contemporary Theories about the Family, Vol. 2. New York: Free Press.
- OLSON, D. H., SPRENKLE, D. H. & RUSSELL, C. S.** (1979): Circumplex model of marital and family systems. I. Cohesion and adaptability dimensions, family types, and clinical applications. Family Process, 18, 3-28.
- REITER, L.** (1983): Gestörte Paarbeziehungen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- REITER, L. & STEINER, E.** (1986): Paradigma der Familie: Turings Maschine oder autopoietisches System. Familiendynamik, 11, 234-248.
- REITER, L., BRUNNER, E. J. & REITER-THEIL, S.** (1988): Von der Familientherapie zur systemischen Perspektive. Heidelberg: Springer.
- REITER-THEIL, S.** (1988): Autonomie und Gerechtigkeit. Das Beispiel der Familientherapie für eine therapeutische Ethik. Heidelberg: Springer.
- RICHTER, H. E.** (1970): Patient Familie. Reinbek: Rowohlt.
- RUBIN, J. Z.** (1973): Liking and Loving: An Invitation to Social Psychology. New York: Holt, Rinehart & Winston.
- SCANZONI, J.** (1979): Social processes and power in families. In: W. R. BURR, R. HILL, F. I. NYE & I. L. REISS (eds.): Contemporary Theories about the Family, Research based Theories, Vol. 1. New York: Free Press.
- SCHWINGER, T.** (1986): The need principle of distributive justice. In: H. W. BIERHOFF, R. L. COHEN & J. GREENBERG (eds.): Justice in Social Relations. New York: Plenum Press.
- SHAZER, S. de** (1988): Therapie als System. Entwurf einer Theorie. In: L. REITER, E. J. BRUNNER & S. REITER-THEIL (eds.): Von der Familientherapie zur systemischen Perspektive (S. 217-229). Heidelberg: Springer.
- SPERLING, E., MASSING, A., REICH, G., GEORGI, H. & WÖBBE-MÖNCKES, E.** (1982): Die Mehrgenerationen-Familientherapie. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- STIERLIN, H.** (1978): Delegation und Familie. Frankfurt: Suhrkamp.
- THIBAUT, J. W. & KELLEY, H. H.** (1959): The Social Psychology of Groups. New York: Wiley.
- WALSTER, E., BERSCHHEID, E. & WALSTER, G. W.** (1976): New directions in equity research. In: L. Berkowitz (ed.): Advances in Experimental Social Psychology, Vol. 9. New York: Academic Press.
- WATZLAWICK, P., BEAVIN, J. H. & JACKSON, D. D.** (1978): Menschliche Kommunikation. Bern: Huber.
- WILLI, J.** 1975. Die Zweierbeziehung. Reinbek: Rowohlt.